Eine Grafenkrone.

Eine Grafenkrone.

Roman

von

Louise Otto.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Heinrich Hübner.
1857.

I.

Der Wald ist ein grünes Gefängniß,
In das ich freiwillig ging,
Weil rings ein trübes Verhängniß
Das Vaterland umfing.

Ein hoher, majestätischer Wald. Schlanke Tannen tragen ihre Nadelkronen hoch empor, lebendige Schiffsmasten mit dunklen wehenden Fahnen. Breitästige Eichen streben ihnen nach in markiger Kraft, und weißstämmige Birken lassen ihr Laubwerk gleich dünnen Segeln im Winde flattern. Ernste Weihmuthskiefern in düstern Trauerkleidern neben kosenden, tändelnden Espen. So wechselt Nadel- und Laubgehölz mit einander ab in malerischen Schattirungen. Mit dem Grün der Bäume wetteifert am Boden das Grün des Mooses, der Heidelbeersträucher, der Haide. Ueberall Grün, wie weit die Blicke nur reichen — droben allein der Himmel blau und voll ziehender lichtweißer Sommerwölkchen.

Auf wenig geebnetem Pfade schritt ein rüstiger Wandrer durch diesen endlos erscheinenden Wald. Ein Jüngling von etwa sechsundzwanzig Jahren. Sein schlanker hoher Wuchs wetteiferte mit dem der hochaufstrebenden Tannen, die leichte Beweglichkeit seiner Glieder mit der behenden Grazie des flüchtigen Rehes, das unweit von ihm durch das Dickicht sprang. Unentweihete Jugend sprach aus der Frische seines Antlitzes, aus dem klaren Blicke seiner blauen glänzenden Augen. Aber das Lächeln seines Mundes erschien nicht mehr so harmlos heiter wie es wohl ehedem gewesen sein mochte — ein seltsamer Zug, wie gemischt aus Melancholie und Entsagung, zuckte um diese frischen Lippen und schien den blonden Bart, der sie umgab, trotzig aufzukräuseln. Der Ernst des Lebens hatte auf diese hohe freie Stirn bereits seine düstern Zeichen gedrückt. —

Der Wandrer trug einen niedrigen grauen Filzhut mit breiter Krempe, ein schwarzes Halstuch unter dem weißen Hemdkragen nachlässig umgeschlungen, einen lichten Staubmantel über einen einfachen schwarzen Anzug, die leichtgepackte Reisetasche am ledernen Riemen quer über die Schulter. Zwar schritt er ziemlich eilend vorwärts, aber nicht ohne sich überall und nach allen Richtungen umzusehen, wie Einer, der zum Erstenmale in seinem Leben den Pfad betritt, den er wandelt.

So entging es ihm auch nicht, daß zu seiner Rechten unweit des Weges ein Knabe in zerlumpten Kleidern und von verwildertem Ansehen im Gestrüppe kauerte und jetzt ihn erblickend eilend davon lief. Der Wandrer ging auf den Platz zu, von dem der Knabe geflohen, und sah eine Axt am Boden liegen. Er nahm sie auf und hielt sie unschlüssig in der Hand, dann legte er sie wieder ruhig nieder und flüsterte mit wehmüthigem Lächeln:

„Du kannst Deine Axt wiederholen, armer Knabe — heute bin ich ja noch nicht im Dienst!“

Mit verdüsterten Blicken schritt er weiter. Der Weg führte bergein. Noch immer dehnte sich die Waldung nach allen Seiten unermeßlich aus; Höhen und Tiefen waren davon überzogen. Aber eine aufwirbelnde Rauchsäule im Thale zeigte eine menschliche Wohnung an. Wenig Schritte noch und der Rauchsäule folgte ein Schornstein, dem Schornstein ein Schieferdach, endlich eine ganze Gruppe niedriger Dächer und Gebäude, die aber alle zu einem einzigen Gehöft sich vereinigten. Hundegebell schallte von da herauf, endlich ließen auch Hühner und Hähne ihre mannichfaltigen Stimmen hören; sonst war Alles still.

Der Wandrer hielt seine Schritte an und blieb mit verschränkten Armen stehen. Dort unten lag das Asyl, das sich jetzt ihm bot, da er eines solchen am Meisten

bedurfte. Er mußte sich glücklich preisen, daß er es gefunden, und doch konnte er's nicht mit fröhlichen Blicken begrüßen.

Hinter ihm lag eine reiche Vergangenheit — eine große Stadt mit Palästen, mit Pantheonen der Kunst und geweiheten Hallen der Wissenschaft, eine große Stadt mit großen Beziehungen und einer Fluth täglich wechselnder Menschen — hinter ihm ein hohes Liebeleben, das mit der Untreue der Geliebten geendet — hinter ihm ein schönes blühendes Land vom Hauch der Freiheit durchzittert, — hinter ihm ein Volk im Aufstand, zornig, barrikadenbauend, hoffnungsfreudig — endlich ohnmächtig, ernüchtert, verzweifelnd — — und er mitten in diesem Volke begeistert und begeisternd wirkend, geliebt, gepriesen, gesegnet — gehaßt, verleumdet, verflucht. Mitten im Sturm der Geschichte ein Held der That — und dann plötzlich ein Gefangener.

Nun lag auch das Gefängniß hinter ihm! — Zwei Jahre waren ihm darin vergangen. Erst der Unmuth und Schmerz des Besiegten — der Jammer um das Allgemeine — dann die drohende Mahnung an das eigene Loos. Ein langer Prozeß — in ihm ein stetes Schwanken von Hoffnung und Befürchtung — zuweilen die Hoffnung freigesprochen zu werden, dann wieder der Gedanke an jahrelanges Gefängniß — an die Festung, das Zucht-

haus, den Tod. Endlich das Urtheil: — sechs Jahre Zuchthaus. Ein unterdrücktes Zähneknirschen — ein bitteres Lächeln — ein stilles Gebet — ein stolzer Triumph; die leuchtende Stirne des Märtyrerthums. Dann ein stilles Ergeben und würdiges Dulden. Sogar im Zuchthaus gewöhnt sich's endlich ein. So vergehen zwei Jahre. Da auf einmal Begnadigung, unerwartet und unerfleht. Und nun die Rückkehr in ein neues fremdgewordenes Leben.

Dieses Loos Unzähliger, es war auch das Loos unseres einsamen Wandrers, Theobald Merilla.

Die Welt schien eine andere geworden, in den Jahren, die er nicht in ihr gelebt. Die Freunde, die Bundesgenossen in alle Winde zerstoben, die ehemaligen Anhänger Gegner und Feinde geworden, oder doch Furchtsame, Bedenkliche, die vorsichtig und scheu aus seinem Wege wichen; sein Bruder nach Amerika gewandert, gefolgt von seiner ganzen Familie; die einstige Geliebte vermählt an einen fürstlichen Beamten — Alles, Alles war für ihn anders geworden — nur die Mutter nicht.

Frau Merilla war die Wittwe eines Arztes. Er war früh gestorben, hatte ihr zwei Knaben hinterlassen und wenig Vermögen. Der älteste Sohn, Anton, widmete sich der Oekonomie und hatte das Glück, die Liebe der Tochter des Gutsherrn zu erwerben, bei dem er Verwalter war.

Sie ward seine Gattin und brachte ihm ein Gut zur Aussteuer. Sein viel jüngerer Bruder Theobald wollte studiren. Die Mutter opferte Alles auf, diesen Wunsch zu erfüllen. Allein es ward ihr fast zu schwer, es kamen noch unglückliche äußere Verhältnisse hinzu, die Theobald mehrmals in seinen Studien unterbrachen. Er versuchte zu einem andern Beruf überzugehen, dessen Vorbereitungen weniger kosteten und der ihm eher einen Verdienst versprach — aber was er auch versuchen und ergreifen mochte — immer zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt wieder zu den Wissenschaften zurück. Als nun Anton Merilla durch seine Verheirathung in glückliche Lebensverhältnisse kam, wußte er es nach ein paar Jahren zu ermöglichen, seinen Bruder Theobald so weit zu unterstützen, daß dieser doch noch studiren konnte. So traf ihn das Jahr 1848. Er warf sich begeistert in die Bewegung; auch Anton blieb nicht theilnahmlos. Aber er wirkte nur im kleinen Kreise und nahm keine hervorragende Stellung ein; es gelang ihm zeitig genug zu entfliehen und sich mit den Seinen nach Amerika zu retten. Er wünschte auch seine Mutter mitzunehmen — aber sie konnte sich nicht dazu entschließen, wollte weder das Vaterland verlassen, noch den andern Sohn, der ihr Liebling und jetzt ein Gefangener war. Sie darbte daheim, um nur den Gefangenen unterstützen zu können. In der

Stadt, wo sie lebte, war ein Gymnasium, sie hatte früher immer eine Anzahl Gymnasiasten in Wohnung und Kost gehabt. Aber seit ihre Söhne als Demokraten bekannt geworden waren, ohne von ihr verleugnet oder verflucht worden zu sein, durfte kein Schüler des Gymnasiums mehr bei ihr wohnen. Nur durch weibliche Arbeiten konnte sie Etwas verdienen — und das war für sie nicht leicht, denn ihre Hände waren früher nicht sehr darin geübt worden, jetzt kam auch das Alter immer näher, und wie ihre Jahre zunahmen, nahm die Kraft ihrer Augen ab. Aber sie arbeitete, darbte und sparte fort und fort, und es fiel ihr nicht schwer, denn sie that es für ihren Sohn! Wenn sie ihm durch irgend eine Gabe eine Freude machen, eine Erleichterung bereiten können — wie reich fühlte sie sich dann belohnt durch alle Entbehrungen! Welch ein Jubel dann, da er begnadigt, der Freiheit und dem Mutterherzen zurückgegeben! Einige Tage vergingen im Glücke des Wiedersehens, Wiederhabens wie im seligen Traume. Aber dann — die eiserne Nothwendigkeit; das Leben mit seinen Forderungen, Sorgen, Bedürfnissen! Theobalds Sehnsucht nach einem Wirkungskreise, das Verlangen die Thaten und Aufopferungen der Mutter auch durch Thaten und Aufopferungen zu vergelten — und nun nirgend eine Gelegenheit, eine Aussicht dazu! Ueberall die Verhältnisse verändert, um-

gestaltet, überall seine Gesinnung ein Hinderniß, dazu seine jüngste Vergangenheit!

An alle Verwandte und Freunde, die nicht ganz theilnahmlos geblieben waren, hatte die entzückte Mutter Theobalds Freilassung gemeldet, auch ihrem Bruder, dem Oberförster Hauenstein bei Hinterwald. Er antwortete in seiner lakonisch derben Weise:

„Mich freut's auch, daß der Junge endlich aus dem Gefängniß heraus ist — aber von der freien Luft allein kann er nicht leben. Will er die früheren Allotria lassen, so mag er zu mir kommen — ich habe jetzt keinen Sekretär und kann ihn brauchen. Rechnen und Schreiben wird er wohl noch so gut können wie früher, und ein wenig Bewegung in freier Waldluft kann ihm nur gut sein. Monatlich zehn Thaler und freie Station. Er mag sich die Sache überlegen. Will er kommen, so muß er bald eintreffen, sonst besetz' ich die Stelle anders. Binden will ich ihn nicht, da ich weiß, daß er andere Dinge im Kopfe hat. Ich nehme ihn auf monatliche Kündigung."

Die Mutter seufzte bei diesem Briefe und gab ihn mit banger Erwartung in Theobalds Hände.

Er lächelte beim Lesen und unterdrückte schnell ein bitterschmerzliches Zucken des Mundes, damit die Mutter es nicht gewahr würde. Heiter sagte er:

„Da ist Nichts zu überlegen — ich nehme den freundlichen Vorschlag an und gehe in den nächsten Tagen hin. Von den zehn Thalern send' ich Dir die Hälfte — und trage so immer einen kleinen Theil meiner Schuld gegen Dich ab."

„O sprich nicht so!" entgegnete die Mutter, „nicht um meinetwillen wähle einen Beruf, der Dir nicht zusagt — Du bist Deiner Ueberzeugung treu geblieben im Kerker und dem Tode gegenüber — werd' ihr nicht um Deiner Mutter willen untreu!

„Gewiß nicht!" versetzte Theobald. „Aber wer denkt denn daran? Ich werde darum nicht die Carrière eines fürstlichen Jagdbedienten machen. Ich gehe als Privatgehülfe zu meinem Oheim — was ist da weiter?"

„Aber Du warst sonst wider die Jagd als aristokratisches Monopol — Du darfst nicht denken, daß es damit noch ist, wie es 1848 und 49 zu werden versprach," gegenredete die Mutter weiter.

„O ich weiß nun schon," fiel ihr Theobald in's Wort, „daß Alles anders geworden, als es damals zu werden versprach und als es war, wie ich in den Kerker wanderte — aber wenn ich auch gegen die Uebergriffe herrschaftlicher Jagd geeifert habe, so doch gewiß nicht gegen geordnete Forstkultur — und ich denke, der Oheim hat mehr mit den Bäumen als mit den Thieren des

Forstes zu thun, und so wird dies wohl bei mir noch weit mehr der Fall sein."

„Und weißt Du auch", fuhr die Mutter in ihren Einwendungen unermüdlich fort, „was mein Bruder mit den „früheren Allotria" sagen will?"

„Ich kann es denken!" lächelte Theobald. „Der Oheim hat in alten Zeiten in der Nähe des Hofes gelebt, er blieb immer loyal und ist in seiner Weise auch ein Schwärmer — ein Schwärmer für die Legitimität und ihren Glanz. Aber er ist dabei ein wahrer Menschenfreund geblieben — er beweist das ja jetzt auf's Neue durch sein Anerbieten. Ihm bin ich kein Verbrecher, sondern eben auch nur ein Schwärmer, wenn auch in seinen Augen ein thöricht-knabenhafter, allzukühner. Die Thaten, für die ich im Kerker gebüßt, nennt er nicht Verbrechen — sondern Allotria! Die Benennung ist freilich weder für mich noch für meine Sache schmeichelhaft, doch kann ich sie seinem Alter, seinem Stillleben zu Gute halten. Wir können ja sehen, wie wir zusammen auskommen. Du weißt, es war niemals meine Art Proselyten zu machen, am wenigsten aber unter Leuten seines Alters und seines beschränkten Gesichtskreises. Die Hofgeschichten, die er selbst erlebt, und so gern zu erzählen pflegt, spielen ja alle in der alten Zeit, ich kann ihnen lächelnd zuhören, selbst ohne bittere Empfindung. Ich

werde seine Heiligen unangetastet lassen und ich denke, er wird auch nicht versuchen mögen, die meinigen zu stürzen. Wo fände ich jetzt eine Stellung, in der ich wie früher für das Allgemeine wirken könnte? Keine Untreue an sich selbst begehen — das, scheint mir, ist Alles, was uns jetzt zu thun übrig bleibt — und ein Blick um uns lehrt, daß schon das vielen eine zu schwere Aufgabe scheint, um sich zu üben. Ich werde sie fest halten bis bessere Zeiten kommen, oder bis ich irgendwo einen Boden finde, den alten Samen auf's Neue darin auszustreuen. Aber ich habe das Bedürfniß mich einstweilen still und beschauend zu verhalten, bis ich mich in diesem fremdgewordenen Leben mit seinen wunderlichen Zuständen wieder zurechtgefunden. Selbst den Verkehr mit Menschen muß ich erst wieder lernen. Und so kommt mir der Antrag des Oheims ganz erwünscht; in seinem Familien- und Wirkungskreise werd' ich mich wieder an die Menschen gewöhnen und in der frischen freien Luft des Waldes wird mein Körper von den Folgen des Kerkerlebens sich erholen."

Mit freudestrahlenden, dankbaren Blicken drückte Frau Merilla den theuern Sohn an das beruhigte Mutterherz. Bange Sorgen um die Zukunft hatten sie lange nicht schlafen lassen. Das Anerbieten ihres Bruders war ihr wie ein Rettungsanker daraus erschienen, aber sie

wollte nicht schnell darnach fassen — sie fürchtete mit der Ankerkette auch wieder eine neue Kette nm den armen Sohn zu werfen, von dem eben die Ketten jahrelanger Haft gelöst worden waren. Nicht um ihretwillen sollt' er schnell entschlossen in ein neues, vielleicht widerwärtiges Verhältniß sich begeben, darum stellte sie ihm Alles vor, was nur dagegen sprechen konnte — und war nun überglücklich, da er, sie widerlegend, das Anerbieten annahm. Aber damit brachte ihr Theobald doch ein Opfer, obwohl es nicht so schien, am wenigsten scheinen sollte. Er wußte, was seine Mutter um ihn gelitten und wollt' ihr das vergüten, indem er ihr wenigstens jede materielle Sorge um ihn selbst hinwegnahm. Er wußte wohl, daß er mit dem Schritte, den er jetzt thun wollte, keinen that zu einem Verrath an seiner Gesinnung, aber er fühlte, daß er manchen Versuchungen dazu entgegen gehe, und daß es ihm manchmal schwer fallen werde, seinen Unterhalt der Güte eines Mannes zu verdanken, dem die Begeisterung für die höchsten Güter der Menschheit, dem die hingebendsten Opfer für sie — Allotria waren.

Aber um seiner Mutter willen ging er hin. Wohl eine Tagereise weit von ihrem Wohnort entfernt lag das Ziel seiner neuen Bestimmung. Eine Tagereise in's Gebirge ohne Eisenbahnen und Dampfschiffe, selbst ohne ausreichende Postverbindung. Es war eben weit genug,

um den sorglichen Blicken der Mutter die eigene Anschauung von Verhältnissen entziehen zu können, in denen ihr Sohn sich vielleicht beengt und niedergedrückt, vielleicht leidend fühlte. „Sie soll es nie erfahren, daß ich ihrer Ruhe nun auch ein Opfer bringe für die vielen, die sie mir bisher gebracht“ — gelobte er sich tausendmal, da er tiefbewegt von ihr Abschied nahm.

So reiste er ab.

Die letzten Stunden seines Weges mußte er zu Fuß zurücklegen. Und so sahen wir ihn durch den endlosen Wald dahin schreiten auf die Försterei zu, die mit Giebeln, Dächern und Schornsteinen aus dem Waldgrunde hervorragte.

Seit fünf Jahren war er nicht hier gewesen. Fünf lange inhaltsschwere Jahre! Er wollte sich eben wieder in Erinnerungen versenken, die ihn jedesmal traurig machten, weil die Gegenwart nicht gehalten, was die Vergangenheit versprach — da hüpfte plötzlich eine schlanke Mädchengestalt ihm entgegen, gleichsam eine Botin dieser Vergangenheit, seine traurigen Betrachtungen zu Schanden zu machen — eine voll entwickelte Mädchenblüthe, die er in der Knospe der Kindheit verlassen. Im holden Morgenroth der Jugend glühten ihre Wangen. Dieser frischen Gesichtsfarbe sah man es an, daß stärkende Waldluft und helle Sonnenstrahlen ungehemmt dies Antlitz

umspielten. Das braune Haar, das es einrahmte, war halb abgeschnitten und rings um das Haupt zu einer Lockenreihe umgebogen; die auf den kleinen weißen Kragen niederfiel. Den stillen und klugen Augen des Rehes glichen die ihrigen — es war ein wunderbares Gemisch von kindlichem Zutrauen und verständigem Prüfen in ihren Blicken. Sie ließ sie auch jetzt so auf Theobald weilen, daß sie ihm bis in die innerste Seele drangen, streckte ihm die Hand entgegen und sagte freudig:

„Das ist doch der Vetter Theobald und kein Andrer?"

„Und kein Andrer!" betheuerte er lächelnd, indem er in die dargebotene Hand freudig einschlug — „Und das ist doch das kleine Gretchen, zur Fräulein Margarethe emporgewachsen?"

„Theobald kennt mich wirklich noch?" fragte sie weiter und hielt dann verlegen inne — weil sie nicht wußte, wie sie in der dritten Person fortsprechen sollte. Vor fünf Jahren, wo sie eben erst zwölf Jahr gewesen, hatte sie sich mit Theobald in kindlicher Unbefangenheit Du genannt, jetzt wußte sie nicht recht, ob sich dies wohl noch schicken möge. Der Vater war nach alter Weise in vielen Stücken pedantisch und ceremoniell, sie war ihm immer gern gehorsam — oft aber mehr aus kindlicher Ehrfurcht wie aus Ueberzeugung und Vertrauen, denn schon fühlte

sie sich, wenigstens halbbewußt, dem neuen Geschlechte zugehörend, das andre, eigene Wege wandeln will, als das Alter und die alte Zeit ihm vorzuschreiben wagte. Aber jetzt war es auch nicht allein der Zweifel an des Vaters Billigung, was sie hinderte Theobald gleich mit dem alten, schwesterlichen Du zu begrüßen. Da sie ihn zuletzt gesehen, war er ein harmloser Student, gleich dem Mancher schon in der Försterei zu Besuch gewesen war. Er war mit ihr in den Wald gegangen, hatte mit ihr Pilze und Beeren gesucht, oder war einem Eichhörnchen nach bis in die Tannenwipfel geklettert. Daheim im Obstgarten schüttelte er die Birnen- und Pflaumenbäume, hing Staarmästen auf, suchte auf Böden und Ställen die Hühnereier zusammen — dann heftete er wohl auch Gretchens Bücher, schnitt ihr die Federn, überhörte sie manches Gedicht, — kurz, er war immer der gefällige Vetter, der, außer etwa an seine Bücher, an weiter nichts zu denken schien, als wie er ihr einen Gefallen erweisen und knabenhaft mit ihr tändeln könne. Nun aber war aus dem Jüngling ein Mann geworden, von dem die Zeitungen Vieles zu berichten hatten, den sie erst rühmten und priesen, dann schalten und verächtlich beurtheilten, den sie aber doch niemals ganz vergaßen, dessen Einkerkerung und Begnadigung sie gemeldet. Margarethe hatte zwar kein freies, selbstbewußtes Urtheil, dazu fehlte es ihr an

der nöthigen höheren Bildung, an eigentlichem Leben in größeren Kreisen, da sie ja in ländlicher Isolirtheit ihre Tage zubrachte. Aber vielleicht erhielt eben darum ihr Urtheil sich unbefangener von fremden Meinungen. Sie ließ sich nicht beirren und voreinnehmen durch das, was sie etwa ihre Eltern und Andere sagen hörte; was jetzt in der Welt geschehen war, erschien ihr wunderlich und mährchenhaft — und wie die meisten Mädchen stimmte sie nicht mit dem Verstande, sondern mit dem weiblich fühlenden Herzen ab, wenn sie sich selbst fragte, auf welcher Seite sie wohl stehen würde, was Recht, was Unrecht sei? Freilich kam sie nicht dazu, die Tagesinteressen oder die Thatsachen der Geschichte, die in der Gegenwart so inhaltschwer sich weiterspann, mit den Augen der Partei zu betrachten, sie fühlte weder Etwas von der loyalen Achtung ihres Vaters vor dem Fürsten, seiner Krone und seinem ganzen Hause, noch von der Begeisterung der Demokraten für Völkerecht und Freiheit — aber sie fand es unbegreiflich und nannte es geradezu schlecht, daß man später verhöhnte, was man erst bewundernd gepriesen, und wußte sich in Vieles nicht zu finden. In ihren Augen war Theobald durch seine Thaten und sein Gefängniß nicht geschändet, sondern zum Mann und Helden verklärt — den sie sich sehnte wiederzusehen und ihm dies zu sagen, wenn auch nur weil sie wußte, daß es von den Ihrigen

daheim sonst Niemand ihm sagen würde. Obwohl selbst im Aeußern und Innern herangereift, seit sie den Vetter nicht gesehen, schaute sie jetzt doch zu dem einstigen Gespielen mit einer Art von Ehrfurcht auf und wagte nicht das alte vertrauliche Du an ihn zu richten.

Und auch Theobald vermocht' es anfangs vor Ueberraschung nicht auszusprechen. Er hatte wohl daran gedacht, daß Gretchen groß geworden und verändert sein möge, allein das Bild, das er sich von ihr machte, war immer kindlicher und unbedeutender, als die liebliche Erscheinung, die jetzt plötzlich vor ihm stand, auf ihn zusprang, vorher ungesehen durch das Dickicht dringend, behend wie ein Reh und doch auch schüchtern und zaghaft wie dieses. Aber bald fand er für seine Stimmung die rechten Worte und sich selbst zurück in das frühere vertrauliche Verhältniß. Bei seinem Abschiede damals hatte er Gretchen geküßt, und sie hatte, wie eine lange und schwere Trennung vorahnend, weinend an seinem Halse gehangen. Das wagten sie nun jetzt beide nicht; aber die Hände drückten sie einander mit inniger Herzlichkeit und sahen sich tief in die Augen, darin bis auf den Grund der Seele zu schauen und vielleicht dort die Geschichte dieser fünf Jahre zu lesen.

Theobald sagte: „Ein besseres Zeichen als Dich selbst konnte mir der Himmel nicht entgegen schicken! Ja,

lächle nur! man wird ein wenig abergläubisch, wenn man viel erlebt und oft nicht weiß, wo eigentlich noch das Schicksal mit uns hinaus will. Da dacht' ich denn auch der ersten Begegnung hier eine Deutung zu geben — und es würde eine wenig beglückende gewesen sein, wenn etwa irgend eine Bulldogge Deines Vaters auf mich zugesprungen oder ein Landgensdarme mir entgegengetreten wäre —"

Margarethe erschrak fast bei dieser Aeußerung; schalkhaft lächelnd fiel sie ihm ins Wort: „Wenn es die Andern hören, rath' ich Dir weder Bulldoggen und Gensdarmen als gleichbedeutende Dinge zusammen zu stellen, noch geringschätzend von ihnen zu sprechen, Vater hält viel auf beide." Aber als habe sie, wenn auch scherzend, schon zu viel gesagt, fuhr sie in weichem Tone fort: „Theobald, ich wollte auch die Erste sein, die Dich begrüßte. Ich konnte nicht wissen, ob Du heute kämest, aber ich berechnete, daß Du ungefähr um diese Abendstunde eintreffen würdest, und so hab' ich denn schon seit mehreren Tagen meinen Spaziergang hieher gemacht."

Er drückte ihr dankbar die Hand. „Wie freundlich Du bist! Hast Du denn auch in dieser ganzen bösen Zeit manchmal an mich gedacht?" — fragte er prüfend.

„Gewiß! ich bin niemals irre an Dir geworden; und wäre Dein Gefängniß nicht so weit gewesen, so — doch das hätte der Vater nicht zugegeben," unterbrach sie sich selbst. „Sieh, Theobald, sie sind hier alle anders gesinnt wie Du und ohne daß sie es wollen, werden sie Dich manchmal kränken. Rechne ihnen das nicht hoch an und laß sie reden! Sie meinen's nicht so schlimm als es manchmal klingt! Der Vater denkt nun einmal gleich die ganze Welt muß aus den Fugen gehen, wenn nur ein Thron in's Wanken kommt —"

„Du aber denkst das nicht?" unterbrach er sie bewegt. — Sie schüttelte den Kopf, daß die braunen Locken im Winde flatterten und sagte: „Ich meine, wenn wir mehr Vertrauen setzen in den Halt der Welt als in den Bestand einzelner Formen, so können wir lächeln, wo die Andern erschrecken — ich kümmere mich nicht um Euern Streit über Königthum und Republik, aber ich möchte, daß kein Streit wäre, und die Menschen so frei und doch so brüderlich neben einander zur Sonne wüchsen wie hier unsere Bäume. Und weil ich glaube, daß Du das auch wünschest, und dieser Wunsch nicht nur ein frommes Gebet war wie bei mir, sondern ein männlich edles Streben, nur zu kühn und verwegen, um von denen geduldet zu werden, deren Macht es beschränken wollte und die Dich dafür richteten und verurtheilten — darum fühle ich mich

auf Deiner Seite und kam Dir entgegen, Dir das zu sagen — wie sonst wohl eine Volksdeputation mit einer Adresse Dir entgegenkam — einstweilen mußt Du Dir den Tausch gefallen lassen."

„Jetzt ein herrliches Mädchen, ein Kind des freien Waldes und der unverfälschten Natur" — rief Theobald begeistert — „o gesegnet sei dieser Tausch! ich sagt' es immer: das Heil unserer Zukunft ruht in den Frauen — nein! unsere Sache ist nicht verloren, wenn sie so rein und lauter von solchen Lippen verkündigt wird."

„Theobald! bat Margaretha, eben so geängstet als ergriffen, „ich weiß kaum, was ich geredet habe. Du hast gewiß so viel gelitten im Gefängniß und bist so leicht erregbar geworden, daß ich fürchte, wie meine Theilnahme und unser Wiedersehen Dich bewegt, wird auch das des Vaters Dich aufregen, aber in anderer Weise — wenn meine Worte Dir wohlgethan, werden die seinen Dich vielleicht verwunden — das hat mich schon von dem Augenblicke an gequält, wo er Dir schrieb, Du mögest kommen."

„Fürchte Nichts, Margarethe!" betheuerte Theobald. „Welch' herben Tadel, welche bittere Warnungen er vielleicht auch für mich haben mag — ich habe auch Achtung vor grauen Haaren. Dem Alter das in der Vergangenheit wurzelt, kann ich lächelnd die Gegenwart zur Ver-

urtheilung preisgeben. Das ist natürlich und darum verzeihlich. Es kann mich weder verwunden noch erzürnen. Nur wenn die Jugend sich selbst verläugnet und verräth an das Alter, werd' ich unwillig und möchte darein schlagen. Ein Vater, der eine solche Tochter hat, mag immerhin eigensinnig fest halten an einer untergehenden Weltanschauung — er hat dem Reiche der neuen Zeit den schönsten Tribut gezahlt."

„So führe ich Dich ihm zu," sagte Margarethe, „die Mutter wird Dich dann auch herzlich willkommen heißen. Sie fürchtete nur, Du möchtest mit dem Vater Dich bald entzweien — aber sie selbst ist ganz Liebe und Sorgfalt für Dich."

Und so schritten Beide Hand in Hand in das Gehöfte der Försterei.

II.

„Wüßt' ich das Eine nur, was Tag und Nacht
Die Kraft mir nimmt und mir verstört das Leben,
Das Eine nur, ob Du noch mein gedacht
Und wenn Du's thatest ob Du mir vergeben!"

Emanuel Geibel.

Regierungsrath von Altenhof saß in seinem Arbeitskabinet vor einem großen Schreibtisch von Mahagoni mit gedrehten Säulen und zierlicher Schnitzarbeit ausgestattet. Das grüne Tuch darauf war fast ganz bedeckt mit erbrochenen Briefen und Depeschen. Altenhof wühlte darin und richtete mit gespannter Aufmerksamkeit seine Blicke auf einen kleinen Brief, den er schon mehrmals gelesen hatte, und doch immer wieder hervorsuchte, um zu sehen ob er nicht dennoch falsch gelesen.

Das Billet lautete:

„Man sieht es höhern Orts ungern, daß Fräulein Kamilla Zackony noch immer in Ihren Zirkeln em-

pfangen wird. Diese Dame ist im Verdacht gefährlicher Verbindungen in östereichisch Italien und mit der italienischen und deutschen Emigration in England. Stände sie nicht selbst gewissermaßen unter englischem Schutze, so würde man sie längst haben ausweisen lassen. Vergessen Sie nicht, was Sie Ihrer Stellung schuldig sind — die Antecedentien Ihrer Frau Gemahlin sind noch nicht vergessen und werden es durch eine solche Freundschaft am Wenigsten."

Diese Zeilen kamen vom Minister des Innern und waren von seiner eigenen Hand geschrieben und gezeichnet.

Auf den Regierungsrath machten sie einen niederschmetternden Eindruck. Die Erinnerung an die Antecedentien seiner Gemahlin beleidigte ihn, und wenn jede solche Mahnung ihn empfindlich berührte, so that es diese doppelt, da sie zugleich eine Enthüllung enthielt, die ihm unerwartet kam und darum seinen diplomatischen Kennerblick in Frage stellte. Er hatte sich kein Unrecht vorzuwerfen, aber einen Fehlgriff, einen Irrthum das Aergste was einem Diplomaten begegnen kann. Er hatte diese Kamilla Zackony nicht nur in seinen Zirkeln empfangen, er hatte ihr sogar gehuldigt wie einem laufenden Gestirn, in dessen Strahlen zu weilen, Glanz und Ansehen bringt. Er war ärgerlich über diesen Miß-

griff, beschämt über seinen Irrthum, mißvergnügt — daß er selbst Kamilla von sich verbannen sollte.

Der Regierungsrath war ehrgeizig — seit der verhängnißvollen Zeit von 1848, wo die Ministerien angefangen hatten ein gang- und wandelbarer Artikel zu werden, hatte Altenhof seinen Blick fest und unverrückt auf ein Ziel geheftet: ein Portefeuille. In der Zeit der stürmischesten Bewegung war er Amtshauptmann und erhielt sich in dieser Stellung, indem er den damaligen Forderungen die nöthigen Concessionen machte, indeß er seine Person selbst aber immer in einer gewissen Entfernung von allen Zeitereignissen zu halten wußte. Erst mit der Rückkehr zur alten Ordnung der Dinge hoffte er der Erreichung seines Zieles näher zu kommen. Man erinnerte sich auch bald, daß er niemals seiner Würde Etwas vergeben in einer Zeit, wo man die Würde des Adels, der ganzen Diplomatie und ihrer Beamtenschaft so keck in Frage gestellt hatte und vom Amtshauptmann in der Provinz wurde er zum Regierungsrath befördert und in die Residenz berufen. Inzwischen war er Wittwer geworden. Seine Gemahlin hatte einem hochadeligen Geschlechte angehört, war aber arm gewesen. Sie hatte ihm einen Knaben hinterlassen. Seine Vermögensverhältnisse waren nicht im besten Zustande, da er außer seinem Gehalte keine Einnahmen besaß und doch darnach

trachtete, sich den Namen eines wohlthätigen und in jeder Beziehung nobeln Mannes zu erwerben und zubewahren. Er wußte, daß Freigebigkeit ohne Verschwendung der Menge am besten imponirt und das beste Mitel ist, zu Einfluß in der Welt zu kommen. Er wollte sich wieder verheirathen, um wie früher ein Haus machen, bei sich empfangen zu können. Bei dieser zweiten Wahl sollte ihn mehr das finanzielle als das aristokratische Interesse leiten. Seine Augen fielen auf Constanze Warther, die einzige Tochter eines reichen Industriellen. Fabrikant Warther hatte zwar 1848 eine Zeitlang den Republikaner gespielt — da er aber sah, daß die Republik nicht von selbst kam, da die Geschäfte stockten und sogar von Opfern die Rede war, die man dem Staate und dem Allgemeinen bringen müßte: da änderte er schnell sein Glaubensbekenntniß, fürchtete Communismus, Proletarierherrschaft, Entwerthung der Kapitalien und brach, wenn auch nur allmälig und vorsichtig, alle Verbindungen mit den Anhängern der Demokratie ab. Allein sein Haus war doch lange genug allen vorwärts strebenden Geistern offen gewesen, daß auch Geist und Sinn der gebildeten Tochter für sie aufging und sie gar das Herz verlor an den demokratischen Schriftsteller Theobald Merilla. Seine Aufmerksamkeit erweckte ihre zärtlichsten Gefühle, seine Begeisterung riß sie mit fort — sie

schworen einander ewige Liebe in einer seligen Stunde. Merilla scheute sich, ein armer Jüngling, um die reiche Erbin zu werben. „Wenn der Kampf dieser Zeit ausgekämpft ist", sprach er zu ihr, „dann hab' ich vielleicht eine That gethan, die mich über Rang und Reichthum erhebt, und mit dem Stolze des freien Bürgers darf ich die Hand der freien Bürgerin fordern; aber jetzt mag der Schleier des Geheimnisses unsern Bund umweben." Dies stille Glück ward getrübt, da Warther immermehr der reaktionären Partei sich zuwandte — aber so lange Merilla in ihrer Nähe war hielt Constanze fest an ihm und seiner Gesinnung; sie widersetzte sich kühn dem Vater, der ihr Verhältniß zu Merilla ahnte und bitter tadelte, sie nahm den Geliebten gegen jede Verdächtigung in Schutz, mit der man seine reinsten Absichten verketzern wollte, sie war um so zärtlicher gegen ihn, je mehr Unrecht sie Andere an ihm begehen sah. Aber da der Sturm der Zeit ihn von ihrer Seite gerissen — da der Entscheidungsruf: „Hie Welf und hie Waiblingen!" das Vaterland in zwei trotzige Heerlager spaltete — als sie hörte, auch Theobald habe zum Schwerte gegriffen, in einem Kampf, den sie einen frevelhaften nennen mußte, wie ihre Umgebung ihn schilderte — da wußte sie nichts mehr auf die hämischen Bemerkungen schadenfroher Bekannten, noch auf die Verweise ihres Vaters zu erwidern,

daß sie dem „Rebellen“ Vertrauen und Liebe geschenkt. Von qualvollen Zweifeln gemartert, ward sie krank und hörte lange Nichts von der Außenwelt. Theobald war gefangen und hatte ihr aus dem Gefängnisse geschrieben; — ihr Vater empfing während ihrer Krankheit diese Briefe und vernichtete sie. Dann schrieb er selbst an Merilla in wenig verächtlichen Worten, daß er und sein Haus keine Verbindung habe mit Hochverräthern. Der Gefangene hatte auch noch diese Qual zu ertragen — Vaterland und Freiheit verloren und nun auch die Geliebte! Constanze, da sie nicht einmal ein Zeichen von ihm empfing, hatte nicht den Muth ihn anders zu betrachten als Einen, der für sie todt war. Sie entsagte ihm, aber ihre Jugendkraft war gebrochen, das Leben lag leer und öde vor ihr da. Etwa ein Jahr nach dieser Katastrophe warb der Regierungsrath von Altenhof um sie. Ein geachteter, hochgestellter Mann, ein Wittwer nah an die Vierzig, der keine schwärmerische Liebe mehr forderte. Dieser letzte Grund entschied bei Constanzen, die von ihrem Vater zu dieser Verbindung gedrängt wurde. Aber in der Stunde, da sie ihm das Jawort gab, dachte sie an Theobald Merilla und knüpfte es an eine Bedingung. Sie gestand Altenhof ihre erste Liebe und nahm ihm das Versprechen ab, seinen ganzen Einfluß in den höheren Kreisen zu Merilla's Gunsten zu verwen-

den, ihm ein minder hartes Urtheil, wo möglich Begnadigung zu erwirken. Da Constanze neben dieser Bitte stolz und kalt erklärte, daß ihre Liebe zu Merilla eine Jugendverirrung gewesen, von der sie bis zur Sicherheit vor jedem Rückfall geheilt sei, daß aber die Stimme des Mitleids immer laut für den Unglücklichen, den Gefangenen sprechen werde — da überlegte der Regierungsrath diplomatisch, daß ein stolzes Weib wie Constanze wohl leicht noch für einen Mann schwärmen könne, der als Gefangener die Krone des Märtyrerthums trage, wenn schon der Lorbeerkranz des Helden von seinem Haupte gefallen — aber nicht für den unbeachtet unter der Menge sich Verlierenden, den das Schicksal aus den größten wieder in die kleinsten Verhältnisse zurückgeschleudert und dem es so den früheren Hochmuth gebrochen habe — und darauf hin nahm sich Altenhof vor, für Merilla's Befreiung das Möglichste zu thun, und versprach es seiner Braut als Zeichen seiner Liebe, die selbst dem Nebenbuhler sich großmüthig erweisen könne. — Man konnte, man wollte nicht dem Vorwurfe der Parteilichkeit und Willkür Nahrung geben, Merilla nicht ohne Weiteres freilassen. Aber sein Urtheil fiel überraschend mild aus und da eben jetzt auf Anlaß eines fürstlichen Geburtstages einige Begnadigungen stattge-

funden, so war Merilla mit unter den Glücklichen, denen diese zu Theil wurden. —

Das waren die Antecedenzien seiner Gemahlin, an welche der Regierungsrath so unerwartet von dem Minister sich erinnert sah, um einen gleich unerwarteten Wink zu empfangen über Kamilla Zackony.

Nachdem er Einigemale aufgeregt in seinem Zimmer hin und hergegangen war, that er einen raschen Griff in den Klingelzug. Wenig Augenblicke darauf erschien der Kammerdiener.

„Ist meine Frau zu Hause?“ fragte Altenhof rasch.

„Nein, gnädiger Herr, die gnädige Frau sind vor Kurzem ausgefahren.“ —

„Allein?“

„Nein, gnädiger Herr!“ —

„Wer war mit ihr?“ fragte der Regierungsrath hastiger als sonst seine Art war —

„Fräulein Zackony begleitete sie.“

Der Regierungsrath machte eine zitternde Fußbewegung, die ein unterdrücktes Stampfen war — das fest und hörbar zu thun undiplomatisch und seiner unwürdig gewesen wäre. Er winkte dem Diener sich wieder zu entfernen. „Mit der Zackony ausgefahren!“ murmelte er leicht zwischen den Zähnen, da er wieder allein war. „Der Minister hat dies Billet schon gestern

Abend geschrieben — er kann nicht wissen, daß ich es erst vor einer Stunde empfangen habe — er wird erfahren, daß die Zackony noch heute in unserm Wagen fuhr — es für Nichtachtung seiner ausdrücklichen Warnung von meiner Seite nehmen oder Trotz meiner Gemahlin darin sehen, vielleicht ein offenes Bekenntniß zur Rückkehr zu ihrer frühern Gesinnung und ihren Gesinnungsverwandten! Gerade heute mit ihr zu fahren! Sonnabend Nachmittag und bei diesem einladenden Wetter, wo der Weg, den sie zu fahren pflegt, wie ein wahrer Corso wimmelt von Equipagen und Spaziergängern der guten Gesellschaft!“

Aus dem grübelnden Nachdenken, wie er sich aus dieser Verlegenheit ziehe, weckte ihn der Schlag der Pendule, welche die vierte Stunde anzeigte. Auf diese Zeit war eine Sitzung im Ministerium anberaumt, der er beizuwohnen hatte. Er eilte noch rechtzeitig hinzukommen.

Als er nach zwei Stunden wieder heimkehrte fand er seine Gemahlin in ihrem Zimmer. Der ausgesuchteste Luxus herrschte hier. Dunkelrothe Sammettapeten mit goldenen Leisten, buntgemalte Rouleaux, weiße Vorhänge von der mühevollsten Arbeit. An den Wänden einige werthvolle Gemälde, künstlerische Statuetten auf besonders dazu angebrachten Postamenten. Mahagonymeubles mit silbergrauen Polstern. Dazu all die tau-

send Kleinigkeiten, welche Kunst und Industrie erfanden, zugleich Eleganz und Comfort zu verbreiten, besonders für die Bedürfnisse verwöhnter Damen. Und Constanze gehörte zu den Verwöhntesten ihres Geschlechtes. Sie war von jeher von ihrem Vater, dem reichen Fabrikherrn selbst in Glanz und Verweichlichung erzogen worden und daran gewöhnt, alle kindischen und mädchenhaften Wünsche befriedigt zu sehen. An tausend Dinge, welche Viele kaum kennen, in deren Besitz Andere einen besondern Genuß, eine Auszeichnung sehen, war sie wie an Nothwendigkeiten gewöhnt und hätte ihre Entbehrung weniger für ein Unglück als überhaupt für eine Unmöglichkeit gehalten. Zum Glück hatte der Fabrikherr nicht nur an die Umgebung seiner Tochter gedacht — er hatte auch, wenn schon aus keinem andern Grunde als aus dem der Eitelkeit, über all das Erste und Theuerste zu wählen — sie von den ersten Meistern in allen Künsten unterrichten lassen. Constanze war eine jener universellen weiblichen Naturen, welche mit Lust und Leichtigkeit auf allen Gebieten dilettiren und was an tieferem Erfassen ihnen abgeht, durch Anmuth und Grazie zu ersetzen wissen. So hatte sie nicht nur in Sprachen, Musik und Malerei — sie hatte auch in der Politik dilettirt. Aber ihre Begeisterung von 1848, in der sie freiheitglühende Verse schrieb und sie sogar drucken ließ, war nicht jene

heilige Altarflamme des Herzens, die nur desto heißer glüht und höher lodert, je mehr man bemüht ist, sie zu unterdrücken. Ihre Begeisterung glich vielmehr den Freudenfeuern, welche in jenem Jahre an so manchem Tage festlich von den Höhen leuchteten, jenen bunten bengalischen Flammen die da und dort an den Wahlfesten für die Abgeordneten nach Frankfurt und am Eröffnungstage des ersten deutschen Parlaments durch nächtliches Dunkel glühten und glänzten, um in wenig Minuten wieder zu verlöschen. Buntschillerndes Brillantfeuer war Constanzens Freiheitspoesie — auflodernd im Wirbel des allgemeinen Jubels. Vielleicht wäre es bei ihr gar nur eine Mode gewesen, die sie mitmachte, wie jede andere, in der sie sich gefiel, wäre nicht die edlere Gestalt des begeisterten Merilla mitten in dieser Beleuchtung wie ein strahlender Stern ihr erschienen, von dem sie ihre Blicke nicht wieder wegwenden konnte. Sie wollte seinem Lichte ein verwandtes zeigen, der Begeisterung für Freiheit die Begeisterung der Liebe verschmelzen, aber die erste erlosch bald bei ihr und die zweite bleichte wenigstens zur Entsagung.

Constanze war nicht glücklich, sie hatte für etwas Besseres Sinn, als für die Freuden der großen Welt und die Huldigungen, welche man ihr, der schönen geistreichen Frau, der vornehmen Dame, der Gattin eines

einflußreichen Staatsbeamten darbrachte. Sie verachtete diese Welt, die sie umgab, diese Zirkel, in welche sie gebannt war, ohne sich jemals darin heimisch fühlen zu können. Ihr Gatte behandelte sie mit Achtung und höflicher Zuvorkommenheit, er ließ sie in allen ihren Launen gewähren, wenn dieselben nicht mit den Forderungen seiner Diplomatie in Widerspruch kamen. Nur dann war er fest und unbeugsam, ja zuweilen hart und herrisch ihr gegenüber. Aber auch wenn er sich bemühete ihr liebevoll zu begegnen, war dies vielmehr die Artigkeit und Schmeichelei des Höflings, als das liebende Vertrauen des Gatten. Es war immer ein kaltes winterliches Klima in dieser Ehe — eine spiegelglatte glänzende Eisbahn dieser Weg, den die Gatten gingen, denn Constanze vermochte es auch nicht mit weiblicher Hingebung sich an den Gemahl zu schmiegen. Sie nahm in allem ihrem Thun Rücksicht auf ihn und war stets bemüht sich nach seinem Willen zu richten, sie zeigte ihm immer freundliche Aufmerksamkeit, aber nie eine zärtliche Empfindung. Alles, womit er sie erfreuen oder ihren Launen schmeicheln wollte, nahm sie wie einen Tribut hin, der ihr gebührte. So hatten die Beiden nie ein unfreundliches, aber auch nie ein herzliches Wort für einander. Der Regierungsrath fühlte sich in dieser Ehe nicht unglücklich. Er dachte wohl zuweilen noch an die

erste Gattin, die ihn mit warmer Herzlichkeit geliebt und deren gemüthvolles Walten eine sonnigwarme Atmosphäre um ihn verbreitet hatte, aber wie das seinem Herzen, so that der kalte Glanz mit dem ihn Constanze umgab, seinem stolzen Sinne wohl, und er verzichtete lieber auf jenes Glück als auf dieses. Fand er doch auf seiner diplomatischen Laufbahn die Ehre und Anerkennung, der er nachstrebte, und den Einfluß, welchen er suchte. Nahmen doch die Geschäfte, die mit seinem Amte verbunden waren, wie jene, welche er sich selbst aufbürdete um Ansehen und Macht zu vermehren und zu sichern, seine Zeit, seine Gedanken in Anspruch. Constanze aber, in der Berufslosigkeit eines aristokratischen Frauenlebens, ohne die Liebe im Herzen, welche den Beruf, der ein ganzes Dasein auszufüllen vermag, sich schafft, oder eigentlich dieser Beruf selbst ist, Constanze krankte an äußerer Oede und innerer Unbefriedigtheit. Und dies zwar um so mehr, als die Sucht ihr eigen war, die Gegenwart mit der Vergangenheit, was sie besaß, mit dem zu vergleichen, was sie verlor. Weil sie einmal unbefriedigt war, so fühlte sie sich auch abhängig in ihrer Stellung. Die Mädchenfreiheit, die sie im ausgedehntesten Maße genossen und benutzt hatte, die Willkür einer Handlungsweise die weder Widerspruch fand noch duldete, war doch dahin — und die hervorragende Stellung in der Welt,

die sie dafür eingetauscht, war ein trauriger Ersatz. Und doch hatte sie eigentlich nur dieser jene und damit sich selbst zum Opfer gebracht. Aber Constanze war auch innerlich zu hochmüthig, eine Uebereilung, einen Fehlgriff bei einer Handlung sich einzugestehen, die über ihr ganzes Leben entschieden hatte — sie beschönigte bei sich selbst damit ihre Untreue an Merilla, indem sie sich einredete, nur um seinetwillen, für sein Leben, für seine Freiheit die ihrige am Altar geopfert zu haben. Sie fand sich in diesem Gefühle doppelt bestärkt, als es jetzt ihren geheimen Bemühungen gelungen war, Merilla's Begnadigung zu erwirken; Frauen pflegen gerade das Wesen am innigsten zu lieben, für das sie gelitten und gehandelt. Und so war denn auch in Constanzens Herzen Theobalds Bild von Neuem auf den Altar erhoben, von dem es eine Zeitlang gestürzt erschienen — aber sie sagte sich selbst, es sei immer dort und nur verschleiert gewesen — jetzt riß sie mit zuckender Hand den Schleier weg und starrte mit Blicken glühender Sehnsucht auf das Bild. —

In einer solchen Stimmung, wo sie an die Vergangenheit dachte, in wehmüthigen Erinnerungen und unklaren Wünschen sich verlor, fand sie der Regierungsrath, da er aus dem Ministerium heimkehrend in ihr Zimmer trat. In apathischer Stellung lag sie in einer chaise longue. Das blasse Antlitz lehnte in dem Pol-

ster. Von durchsichtiger Weiße war diese Hautfarbe, die selbst auf den Wangen nur einen leichten Rosenschimmer zeigte und von dunklen glänzenden Locken umschattet war. Um die dunkeln blitzenden Augen zog sich ein bläulicher Schein, den man hätte für den Schatten der langen seidenhaften Wimpern nehmen können, wäre er nicht auch geblieben, wenn die Augenlieder sich aufschlugen. Das Gesicht war schön in seinem schmerzlich sehnsüchtigen Ausdruck, aber um den kleinen zusammengezogenen Mund schwebte ein so kaltes, stolzes Lächeln, daß dadurch der Zauber, den diese ganze Erscheinung zu üben im Stande war, vielmehr verscheuchend als anziehend wirkte.

Constanze erhob sich nur halb, da ihr Gemahl eintrat, grüßte ihn mit einem gleichgültigen Blick und leichten Kopfneigen, ohne ein Wort zu sprechen.

Er war an diese Art des Empfanges gewöhnt und warf sich ihr gegenüber in einen Sessel. Der Regierungsrath war ein wohl conservirter Vierziger von stattlicher Haltung und feinen ausdrucksvollen Gesichtszügen — insoweit es den Zügen eines Diplomaten gestattet ist, ausdrucksvoll zu sein. Aber wenn man ihn neben seiner Gattin erblickte, so fiel ein Vergleich zwischen beiden immer sehr zu seinem Nachtheil aus. An der Seite dieser jugendlichen stolzen Schönheit wünschte man wohl einen ähnlicheren Begleiter zu sehen.

„Ich wollte Dich schon vorhin sprechen, liebe Constanze", begann er mit sanftem Lispelton, „Du warst aber schon ausgefahren und ich mußte in's Ministerium."

„Ich bin schon seit einer Stunde wieder zurück," antwortete Constanze und unterdrückte mit einiger Mühe ein aufsteigendes Gähnen — man begegnete so viel Equipagen, die alle nicht weniger Staub auftrieben, als unser eigenes Gespann — wir kehrten daher bald wieder um."

„Wir — ach, Du fuhrst nicht allein?" fragte der Regierungsrath, um in der Antwort seiner Gemahlin einen Anknüpfungspunkt für das zu finden, was er zu sagen hatte. —

„Nein, Kamilla — Fräulein Zackony, verbesserte Constanze schnell sich selbst, „begleitete mich." —

Der Regierungsrath hörte gespannt und mit in einander gebissenen Lippen diese Dame mit ihren Vornamen nennen, als sei das so seiner Gattin am geläufigsten — jetzt sagte er, indem er mit den Perloques seiner goldenen Uhrkette spielte und unruhig auf seine ausgestreckten Füße niedersah. „Das ist mir sehr unlieb." —

Constanze schlug die schönen Augenlieder weit auf und sah ihn befremdet mit ihren großen dunklen Augen an, ohne ein Wort zu sprechen.

Jener fuhr fort: „Es thut mir selbst leid — dop-

pelt — einmal der interessanten Persönlichkeit willen — und dann, weil wir einen Fehlgriff begingen, uns beide täuschen ließen — aber es ist nöthig, daß wir den Umgang mit der Zackony abbrechen."

Constanzens Augen behielten ihren fragenden Ausdruck bei — endlich sagte sie: „Hat man auch Mährchen erfunden, ihren Ruf zu verdächtigen? — Die faden Schwätzer und Schmeichler, die sie zurückweist, die eingebildeten Schönheiten, welche sie überstrahlt, müssen sich doch zu rächen wissen! Wenn die chronique scandaleuse, die so ausführlich gehalten und nachgeschlagen wird von der vornehmen Welt, die sich angemaßt hat etwas von ihr zu berichten, so mag ich es nicht hören, aber noch viel weniger werde ich es glauben, aber am allerwenigsten in meinen Handlungen darauf Rücksicht nehmen."

„Du bist im Irrthum," entgegnete der Regierungsrath lebhafter, als er sonst zu sprechen gewohnt war, „in der Beziehung, an welche Du denkst, scheint kein Makel auf der Zackony zu haften. und wär' es so — man könnte diesen eher übersehen, als den, welcher wirklich auf ihr ruht — sie ist eine gefährliche demokratische Agentin."

Constanze erschrak und erröthete ein wenig bei dieser Enthüllung — sie hatte heute mit Kamilla ein Ge-

spräch gehabt, bei welchem alte verhallte Stimmen wie ein Echo in ihrer Brust laut geworden — sie hatte sich nach den Gefühlen und Schwärmereien ihrer vergangenen Tage mit einem tiefen Seufzer zurückgesehnt — in dieser Stimmung sagte sie jetzt entschiedener, als sie noch gestern geantwortet haben würde: „Und weiter ist es nichts? Ist dieses Staatsgebäude denn so wankend, daß eine zarte Damenhand es stürzen kann? Oder hat denn der Staat das Weib so weit emancipirt, daß er es fürchten müßte, wenn es ihn einmal schlecht nennen sollte?"

Der Regierungsrath sah seine Gemahlin mit staunenden und zugleich mißbilligenden Blicken an. Er hatte keine Lust auf solche spöttische Fragen zu antworten, oder Dinge zu erklären, die sich seiner Meinung nach von selbst verstanden. Um jeden weiteren Einwand von vorn herein abzuschneiden und sich selbst seine Rechtfertigung zu ersparen, reichte er Constanzen schweigend das Billet des Ministers hin. Mit dieser Erinnerung an „ihre Antecedenzien" wollte er zugleich sie an das Unpassende solcher Aeußerungen erinnern, wie die, welche sie so eben gethan. —

Sie las und ihre bleichen Wangen überflog ein zuckendes Roth. „Ich will nicht hoffen," sagte sie mit Stolz, „daß Du Deinen Amtseifer und Deine Unterwürfigkeit unter die Launen eines Ministers so weit aus-

dehnst, auch meine Privatfreundschaften davon abhängig zu machen und daß Du selbst nach Vorschrift heute gegen eine Dame unhöflich bist, die Du gestern noch mit Artigkeiten und Schmeicheleien überhäuftest. So unwürdig ist hoffentlich weder Deine Stellung noch Deine Gesinnung. Ist es bewiesen, daß die Zackony conspirirt, so ist es lächerlich aus Rücksicht gegen ihre englische Begleitung sie zu dulden, — und ist es nicht bewiesen, so haben wir keinen Grund, uns von einer Dame zurückzuziehen, die uns keine Veranlassung gegeben hat, sie anders als früher zu behandeln und die man verdächtigt haben mag, weil sie keine gewöhnliche Erscheinung ist — und eine solche wollen einmal die Männer nicht dulden — am wenigsten die Staatsmänner."

„Ich bin erstaunt," erwiederte der Gemahl sich in seinen Sessel zurücklehnend — „ich bin erstaunt, Aeußerungen von Dir zu vernehmen, welche man nur im Munde von Personen erklärlich finden mag, die den höheren Kreisen der Gesellschaft immer fern gestanden und nie einen Blick in größere Staatsverhältnisse gethan haben. Wir sind nicht Richter, die nur dann ein Urtheil sprechen, wenn eine Sache juristisch bewiesen ist — die Diplomatie hat feiner zu entscheiden und zu urtheilen, als das Jus — und sie hat in Zeiten wie die jetzigen, sich eben so an den Schein zu kehren, als ihn zu meiden.

Die Polizei hat schon Unzählige als schädlich und verbrecherisch erkannt, ehe die Justiz, die nur an den unzweifelhaften Thatbestand sich hält, sie beurtheilen und beseitigen konnte. Dieser Wink des Ministers beweist für uns mehr als alle Argumente — wir haben weiter gar Nichts zu thun — als ihn zu befolgen."

Constanze sah stumm vor sich nieder — ein unterdrückter Seufzer hob ihre Brust, ihre Lippen zuckten von einem bittern Lächeln. —

Als der Regierungsrath abermals vergeblich auf eine Antwot wartete, fuhr er milder als vorhin fort: „Diese ganze Sache ist mir selbst sehr unangenehm und ich glaube gern, daß es Dir auch so geht — indessen wird das Verhältniß am besten dadurch gelöst, daß wir sie zur nächsten Soirée nicht einladen."

„Und die gefürchteten Engländer?" — fragte Constanze spöttisch. —

„Natürlich auch nicht," — entgegnete der Regierungsrath kurz. —

„Und wenn mich Fräulein Zackony besucht?"

„Bist Du ausgefahren oder nicht zu sprechen."

Eine Pause trat ein. Der Diplomat war zufrieden mit dieser Willfährigkeit seiner Gemahlin — aber diese im Innersten empört über diese Vorschriften, die man selbst ihren geselligen Be-

ligen Beziehungen machte, und über diese bedientenhafte Unterwürfigkeit ihres Gatten unter die Winke eines Höhergestellten, sann auf ein Mittel, beides entweder zu verhindern, oder sich wenigstens dafür zu rächen. Alle Jugenderinnerungen waren in ihr wach und waren es doppelt jetzt durch diese Erinnerung des Ministers. Zugleich mit Schmerz und Sehnsucht dachte sie an ihre frühere Unabhängigkeit, mit Beschämung und Erbitterung rief sie sich alle diese innern Demüthigungen wach, die sie in ihrer jetzigen, äußerlich glänzenden Stellung schon erfahren — dies Aufdringen und Entreißen von Bekannten und Freunden ohne eine Frage an die Stimme des Herzens, ja nur des eigenen Urtheils! Seit sie den Geliebten geopfert — oder sich für ihn, wie sie bei sich sagte, hatte man auch ein ewiges Opfern von ihr gefordert — sie hatte vorhin in Kamilla eine Seele unter diesen Larven, ein glühendes Herz unter kalten Geschöpfen gefunden, sie wollte sich nicht auch die Freundin durch die eisige Diplomatie entreißen lassen. Aber sie war schon zu lange in dieser Schule gewesen, um nicht zu wissen, daß auf diesem Felde der Gegner nur mit gleicher Waffe als er gebraucht zu schlagen, der Verbündete selbst nur mit gleicher Münze, als er ausgegeben zu bezahlen sei. Mit erkünstelter Milde begann sie endlich: „Es thut mir leid mein Gemahl, wenn Du durch

diese Maßregel mehr leidest und in eine schiefere Stellung kommst als ich. Du giebst so viel auf das Urtheil der Welt, das mir selbst nur um Deinetwillen nicht gleichgültig ist. Ich habe, um Dich nicht zu verletzen, nie mit Dir über einen Gegenstand gesprochen, den ich jetzt berühren muß. Ich handelte schweigend und glaubte das Beste gethan zu haben — und nun ist dadurch die Verwirrung noch vermehrt. Du hast Kamilla Zackony selbst bei uns eingeführt — Du bist aufmerksam gegen alle Damen — aber ihr hast Du mehr wie jeder andern gehuldigt. Du weißt, daß ich niemals eifersüchtig war — ich begriff auch jetzt, daß es nur Kamilla's gediegene Bildung war, die Dich anzog, — ich mißbilligte weder Deine Bewunderung, noch Deine Aufmerksamkeiten — im Gegentheil, ich folgte Deinem Beispiel. Aber diese klatschsüchtige, hämischfeine Welt der Salons urtheilte anders. Man verletzte mich durch Winke, die mich eifersüchtig machen sollten — man suchte die Zackony bei mir herabzusetzen, weil Du sie hochstelltest, man ging so weit, die widerwärtigsten Anspielungen fallen zu lassen — ich glaubte dem allen nicht besser entgegentreten zu können, als wenn ich die Zackony zu meiner Freundin machte, damit sie nicht als die Deine genannt wurde — ich war das nicht nur Dir und mir, sondern auch dem edlen Mädchen selbst schuldig. Darum hab' ich mich ab-

sichtlich öffentlich mit ihr allein gezeigt, ohne Dein Beisein — darum bat ich sie heute mich Du zu nennen — und nun? was wird nun nach einem plötzlichen Bruch die Welt von uns Dreien urtheilen? Du wirst Dir das am besten selbst zu sagen wissen."

Der Regierungsrath biß sich in die Lippen und legte seine Stirn in die tiefsten Falten, seine Augenlieder zuckten schnell empor, der rechte Fuß schaukelte unruhig auf dem linken: „Das ist unmöglich," rief er, „die gewöhnlichste Höflichkeit gegen eine fremde Dame ist kein Grund zu albernen Anspielungen, kein Grund Familienverhältnisse zu verdächtigen, die über jeden Makel erhaben sind, also auch kein Grund, Deine klugen Vorkehrungen zu rechtfertigen."

„Ich bedaure," antwortete Constanze kalt und zugleich empfindlich, „daß ich aus zarten Rücksichten gegen Dich, dem schon so Vieles aufgebürdet ist, womit man den höheren Staatsbeamten billig verschonen sollte, Dir die Motive meines Handelns verschwieg. Zugleich aber nimmt es mich Wunder, wie Deinem diplomatischen Scharfblick dies Alles entgehen konnte, und wie Du Dir selbst widersprichst, indem Du meinst, wir wären gegen die Anspielungen und Sticheleien dieser guten Gesellschaft durch die Achtung gesichert, welche unser Betragen ihr bisher abgenöthigt, indeß Du diese wieder nicht aus-

reichend findest uns gegen andere Verdächtigungen zu sichern. Ich sollte meinen, man habe noch mehr Gelegenheit gehabt, Deine Loyalität, Deine Stellung zu den Staatsverhältnissen kennen zu lernen, als Deine Stellung zu mir."

Der Regierungsrath erhob sich gereizt: „Nun, und wenn man denn einmal an mir zweifeln will in jeder Beziehung, so will ich doch lieber vor den Augen des Ministers gerechtfertigt sein, als vor denen dieser erbärmlichen Kreaturen, die nur aus Langeweile auf Verleumdung sinnen — die Zackony wird nicht mehr empfangen."

„Und am nächsten Morgen nach der ersten Soiree, in welcher sie bei uns fehlt, erzählt man sich, daß es meiner Eifersucht gelungen sei, sie aus unsern Kreisen zu bannen" — warf Constanze höhnisch ein. —

„Dagegen hast Du Dich ja durch Dein Benehmen geschützt," — entgegnete er.

„So sagt man vielleicht, die Zackony habe sich selbst zurückgezogen um Deinetwillen, oder Du Dich von ihr, weil sie Deine Artigkeiten zurückgewiesen." —

„Constanze!" unterbrach sie der Regierungsrath fast heftig, „Du hast Dich meinen Wünschen noch nie so widersetzt wie heute — fast muß ich anfangen, den Verdacht des Ministers gegen Dich zu theilen." —

Constanze ward stumm und bleich. Sie stand auf

und trat an das Fenster. Nach einer Weile näherte er sich ihr, küßte ihre kleine, bleiche, zuckende Hand und sagte:

„Meine Gemahlin wird gewiß in diesem Punkte meinen Wünschen nachgeben wie bisher und meinen Blick über die Verhältnisse vertrauen?“

Sie neigte zustimmend das Haupt ohne ein Wort zu sprechen — er küßte ihre Hand noch einmal und verließ das Zimmer.

Da er fort war athmete sie tief auf und rief schluchzend: „Erst den Geliebten und nun die Freundin! O Gott! warum ward ich den Idealen meiner Jugend untreu!“

III.

Denn wer ein Kind aufnimmt in meinem Namen,
Der hat mich selber auch mit aufgenommen.

Theobald Merilla war nun seit acht Tagen fast heimisch geworden in Haus und Wald der Försterei. Sein Oheim hatte ihn ernst und mit prüfenden Blicken empfangen, ihm auf die Achsel geklopft und gesagt, daß die Leute, die bei ihm wären und die er gern bei sich aufnehmen solle, jeden Weg zu vermeiden hätten, der in's Gefängniß führen könnte — aber außer diesem derben Wort, dieser unverblümten Andeutung hatte er über alles Frühere keine Sylbe verloren, jeder speciellen Ermahnung und Warnung sich enthalten.

Der alte Oberförster Hauenstein war ein Mann aus der alten Zeit. Er hatte seine Carrière vom „Hundejungen" bei Hofe, wie man damals die untersten Jägerburschen nannte, gemacht und war stolz darauf, es so weit ge-

bracht zu haben. Dieser Stolz war aber nicht der des Mannes, der seinen eigenen Weg gewandelt ist, sich selbst und seiner Männerkraft verdankt, was er geworden. Dieser Stolz hatte Etwas von dem der Jagdhunde, die der „Hundejunge" einst dressirt und gefüttert. Er war stolz auf seine Dressur — stolz auf die feinen, jetzt freilich längst veralteten Manieren, die er sich angeeignet, stolz auf jedes freundliche Wort einer Prinzessin, das einst zu ihm gesprochen worden war, aber auch nicht minder auf jeden gnädigen Fußtritt, den er vom Fürsten selbst oder auch nur dessen Hausmarschall erhalten. Er war viel weniger stolz auf seine Ehrlichkeit, Brauchbarkeit und Gewandheit, als auf die hohen Protektionen, die er doch nur durch seine guten Eigenschaften errungen. Seit er vom Hofe durch sein Avancement getrennt worden, lebte er dennoch im Geiste mit ihm fort, bis er sich endlich ganz nur in diese historischen Erinnerungen versenkte, und je mehr er sich an ihnen erquickte, desto mehr trug er darüber Leid, daß die ganze alte Herrlichkeit der Jagd und des fürstlichen Jagdwesens so zu Ende gegangen und nicht wieder aufleben könne, wie es einst gewesen — selbst in den Tagen nicht, wo doch in so vielen andern Stücken das Todtgeglaubte wieder auferstand. Er war darum mit Nichts mehr recht zufrieden in der Welt, und wenn er auch mit Schaudern und Entsetzen die Thaten von 1848

berichten hörte — so saß doch in seinem Herzen ein kleiner lächelnder Schalk, der im Geheimen ganz leise ihm zurief: „Das mußte so kommen und ist dem modernen Hofe ganz recht, warum ist man an ihm abgegangen von der guten alten Sitte, hat vom alten Glanz und Hofstaat sich losgesagt und ist mit einer bestimmten Civilliste zufrieden gewesen, die alle Freiheit der Ausgaben beschränkt hat; warum hat der Fürst die wahre Herrscherwürde durch eine Constitution beschränken lassen und die Macht seiner Minister durch Geschwätz von Bürgern und Bauern in den Kammern; das muß nun so kommen — die alte Ehrfurcht und Demuth hatte man längst verscherzt, und damit geht bald genug der ganze Respekt zum Teufel." Der Oberförster stand also genau genommen diesmal über den Parteien — es machte es ihm keine recht, er war unzufrieden mit beiden und darum mit der ganzen Welt, in die er sich nicht mehr zu finden wußte. Theobald, der nie die glorreiche alte Zeit gesehen, sondern in der verkommenen neuen aufgewachsen, war darum vor dem Oheim freilich nicht gerechtfertigt, aber doch entschuldigt. Solche kühne, vorlaute Jünglinge, meinte er, waren doch nur möglich, nachdem einmal schon am ehrwürdigen Alten gerüttelt worden und die Redensarten von Fortschritt und Bürgerthum von den Thronen aus mit angehört, wohl gar selbst herabgesprochen waren. Der Oberförster ge-

hörte ganz und gar zu den guten Alten, deren Ideal auch die gute alte Zeit ist und die viel mehr der ganzen neuen Zeit zürnen, als deren einzelnen Persönlichkeiten. An Verständigung mit ihm war da freilich nicht zu denken, aber man konnte ihn doch ruhig in seinen Ansichten gewähren lassen, ohne zu fürchten, daß sie ihn jemals zu gehässigen Urtheilen verführten und daß er Einzelne mit einem besondern Anathem belegen werde, das er bereits über die ganze Gegenwart gesprochen.

Seine Frau hatte in vielen Stücken etwas Aehnliches von ihm, aber an Güte des Herzens übertraf sie ihn weit. Nicht daß sie etwa auch mit diesem Gefühl der Anbetung am Hofe und dem alten Glanze gehangen hätte — aber in ihr hatte sich die ganze fromme Sitte und Biederkeit der alten Zeit, gleichsam zur edelsten Frauentugend krystallisirt, erhalten. Ein Diamant war bei ihr aus dem Stoffe geworden, der bei Andern nur als gemeine Kohle sich erweist, und dieser Demant war ihre Herzensgüte. Sie forderte von den Menschen Nichts mehr und Nichts weniger, als daß Jeder den Andern in Liebe trüge, in Gottesfurcht und Menschenliebe wirke auf dem Platze, wohin ihn das Schicksal einmal gestellt. So ward sie selbst denn nimmer müde im stillen Walten, Dulden, Schaffen und Gutesthun. Sie strebte nie aus ihrem engen Kreise hinaus — aber gar Vieles zog sie in

diesen hinein, wenn sie es mit liebenden Armen erreichen konnte. Durch diese Grundsätze und Gewohnheit war es auch erklärlich, daß sie nach Theobald nicht weiter gefragt hatte, da er fern von ihr, erst in der großen Welt und dann im Gefängniß lebte und litt — die Ferne war für sie eine Schranke, die sie niemals meinte mit ihren Thaten überschreiten zu können, darum wehrte sie selbst ihren Gedanken, sich darauf zu richten. Aber da die Kunde von seiner Begnadigung kam und bei ihrem Gatten, zuerst nur als hingeworfenes Wort, der Plan auftauchte, Theobald für einige Zeit bei sich eine Freistatt zu bieten, da ergriff sie den Plan mit innerm Feuer und half ihn zur That gestalten, wenn schon sie auch davon den Schein vermied — aus ehrlicher Lebenserfahrung, damit, wenn nicht Alles so gut ginge, wie sie hoffte und wünschte, sie selbst vor Vorwürfen geschützt war. Kein gewöhnlicher Egoismus kam dabei in's Spiel; sie wußte aber, daß der Oberförster jede Anordnung, die er selbst nach eigenem Einfall und Gutdünken getroffen hatte, auch als so gut zu bewähren und sich selbst einzureden trachtete, während er an solchen, die von Andern ausgingen, leicht etwas zu mäkeln fand. Wie nun Theobalds Ankunft bestimmt war, da hatte die gute Oberförsterin in liebender Sorgfalt alle Hände voll zu thun für den lang entbehrten Neffen — wie sie sein Stübchen ihm freundlich einrichte,

damit es nur ja nicht etwa an das kaum verlassene böse Gefängniß gemahne, wie sie durch Liebe und Güte ihn Alles vergessen mache, was er indeß entbehrt und gelitten. In dem Schicksale, das er jetzt überstanden, sah sie weder das geweihete Schwert verdienter Strafe, noch die geheiligte Dornenkrone des Märtyrerthums. Ihr erschien es nur als ein Unglück, dessen Ursache sie nicht weiter nachzufragen, sondern von dem sie nur die Spuren zu verwischen hatte. Nach dem entfernten Theobald hatte sie nicht viel gefragt — nun aber gehörte er ihrem Hause an, und da behandelte sie ihn auch wie den Sohn des Hauses. Auf die sinnigste Weise jedoch war Margarethe beschäftigt ihn zu erfreuen, zu erheitern, von ihm fern zu halten, was ihn kränken oder betrüben könnte, immer Vermittlerin zu sein zwischen ihm und dem Vater und jedes verletzende Wort, das etwa gesprochen ward, durch ein zutraulich schmeichelndes zu übertönen.

Theobald war gewissenhaft in seinem Amte als Forstsekretär und eilte Alles aufzuarbeiten, was von seinem Vorgänger liegen gelassen war. Außer ihm waren noch zwei Waldwärter mit im Hause, die in ihm wohl den Neffen ihres Vorgesetzten ehrten, aber sich doch ein wenig ängstlich, beinahe scheu von ihm zurückhielten.

Theobald, der im Gefängniß in gänzlicher Isolirung von der Außenwelt über jene Jahre hinweggekommen

war, welche zuerst ganz Deutschland in zwei feindliche Lager spalteten und nun, im Aeußern wenigstens in Sieger und Besiegte, hatte noch hoffen können, daß wohl in einer ländlichen Einsamkeit wie diese das scharfe Schwert solcher Theilung nicht gehandhabt werden, daß hier nicht das strenge System des Ausweisens und Absonderns herrsche, das ihm in der Stadt so verletzend entgegengetreten war — aber da sah er sich bitter getäuscht! Auch hier dieselbe Niedergeschlagenheit, Feigheit, Heuchelei; auch in diesen einfachsten Zuständen der menschenfeindliche, entsittlichende Einfluß dieser Verhältnisse! Darein mußt' er sich nun auch erst gewöhnen lernen! Am wohlsten war ihm, wenn er einen Auftrag im Walde, in dem er sich bald zurecht finden lernte, allein auszuführen hatte. Der Wald war so majestätisch und schön, die Bäume rauschten so feierlich! Mit trunknen Zügen und Sinnen athmete er die würzige Waldluft ein, die langentbehrte.

Auf einem solchen Gange im Abenddunkel war es, daß er vom besorgten Geschäft heimkehrend, etwa noch eine halbe Stunde von der Försterei entfernt zwischen einer Gruppe hoher Tannen und niederen Laubgehölzes in's Moos sich niederwarf, noch ein wenig Abendkühle und Waldluft zu genießen. Von Weitem hörte er Tritte näher kommen, und da er meinte, auf dem wenig betre-

tenen Wege könne wohl nur einer der Waldwärter daherschreiten, aber keine Lust hatte mit diesen vollends heimzukehren, oder vielleicht von ihm ausgelacht zu werden, daß er träumend im Grünen liege und poetisch genieße, wo jene nur prosaisch arbeiten konnten, — verbarg er sich immer mehr in das Laub und verhielt sich ruhig.

Er sah aber durch die Zweige und die ganze grüne Dämmerung, in der im seltsamen Widerspiel das draußen funkelnde Abendroth glühete, wie nicht nur ein Mann den engen Pfad wandelte, sondern ein Weib mit einem großen Korbe auf dem Rücken hinter ihm herschritt. Es war auch keiner der Waldwärter, sondern zwei völlig fremde Gestalten in einer Bauerntracht, die nicht den nächstliegenden Dörfern, überhaupt nicht der Gegend angehörte. Beide schienen in den mittleren Jahren zu stehen.

„Hab' es gleich gesagt, Pepp," sagte die Frau, „wir kommen viel zu früh an unser Ziel und können immer ein wenig langsamer gehen. Die Sonne ist eben erst unter —"

„Wir haben auch noch ein tüchtig Stück zu gehen," versetzte der Mann mit mürrischem Tone.

„Keine Stunde mehr," wiederholte die Frau, „ich sagt' es gleich, daß wir zu zeitig kämen —"

„Und hattest doch so viel Eile fortzukommen?" polterte der mit „Pepp" Angeredete.

„Nun das verstand sich wohl!“ verantwortete sich mit rauher Stimme die Frau, „der alte Zackony wüthete ja wie ein angestochener Eber und hätte vielleicht das arme Kind zerrissen, wenn wir nicht geeilt hätten, es in Sicherheit zu bringen — was kann denn so ein armes Würmchen dafür, daß es nun einmal auf der Welt ist? Ich danke dem Himmel — nun ist es doch vor seiner Wuth gerettet!“

„Ja, Ihr Weibsbilder nehmt die Wuth doch ewig in Schutz!“ brummte der Bauer.

„Nun, das ist doch wahrhaftig mehr Ehre, als daß Euresgleichen sich niemals darum kümmert!“ schalt die Frau. „Wahrhaftig, wenn Ihr so barbarisch redet, wird mir ganz angst und ich bin doppelt froh, daß ich mitgehen durfte und es Euch nicht allein überlassen war, die Sache abzumachen — wer weiß was geschehen wäre!“

„Um die hundert Thaler ist's freilich schade, die da vielleicht mit weggeworfen werden,“ sagte mürrisch der Mann.

„Glaub's, daß wenn Alles mißlänge, das Geld Euch mehr dauerte, wie —“ — Was die Frau weiter sprach und dann der Mann erwiderte, konnte Theobald nicht mehr verstehen, so gespannt er auch horchte, da das fremdartige Ansehen der Leute ihn gleich auf sie auf-

merksam gemacht hatte, ihr Dialekt als Bewohner des jenseitigen Grenzlandes sie verrieth und nun auch ihr Gesprächsthema nicht gewöhnlicher Art zu sein schien. Aber nun sie einmal vorüber waren, kümmerte er sich auch nicht weiter um sie, sondern versank wieder in jenes eigenthümliche stille Sinnen, das ihm noch von seinem Kerkerleben her Gewohnheit war. Kein angestrengtes Denken, auch kein stürmisches Empfinden, viel weniger aber noch die stumpfe Ruhe der Gefühllosigkeit — es war das Alles nicht und doch auch wieder ein wenig von dem Allen. Wie blühende Wasserblumen schwammen seine Gedanken träumend auf den Wogen seiner Gefühle, aber kein stürmisches Meer warf diese auf, sondern ein stiller, tiefer, spiegelklarer See. Er hatte die Natur so lange entbehrt, daß er jetzt noch immer trunken schwelgen konnte im Anschaun ihrer Herrlichkeit und alles Andere darüber vergessen. Das grüne Moos zu seinen Füßen betrachtete er mit stiller Bewunderung, und die Tannen, die über seinem Haupte rauschten, weheten ihm Grüße des Ewigen zu. Da es ganz dunkel geworden war, stand er auf und ging heim. Er glaubte, es schliefe schon Alles bis auf den Burschen, der Abends das Thor verschloß und die Hunde losließ, aber Gretchen saß noch im Hofe auf der Bank unter der Linde und rief ihm „guten Abend" zu.

Im Augenblicke saß er neben ihr.

„Ich dachte, Du kämest eher wieder," sagte sie vorwurfsvoll."

„Hätte ich gewußt, daß Du auf mich wartetest, so wäre ich längst gekommen," entgegnete er herzlich.

„Ich wollte Dir nur sagen, daß morgen der Mutter Geburtstag ist — denn Du wirst doch wohl nicht daran gedacht haben," sagte Margarethe.

„Ach wohl — ich hätt' es am Ende wissen können," antwortete Theobald sinnend, „ich glaube, ich hab' ihn einmal hier mitgefeiert — aber diese böse Zeit hat so viel in meinem Gedächtniß verwischt."

„Glaub es wohl," unterbrach ihn Gretchen, „darum hab' ich es Dir doch noch gesagt."

„Aber warum nicht früher? warum so spät erst?" warf er ihr freundlich vor.

Weil die Mutter nicht wollte, daß ich es Dir überhaupt sagte. Du weißt ja wie sie ist; sie thut immer Allen Gutes und will doch nie, daß sich Jemand um sie bemühe — aber ich dachte doch, es möchte Dir unangenehm sein sein, wenn Du morgen der Einzige wärest, der nicht wüßte was vorginge. Auch solltest Du mir helfen. Ich habe nun schon Kränze und Guirlanden gewunden und einstweilen in unserer sogenannten Einsiedelei versteckt — komme morgen mit dem frühesten dort hin, hilf sie mir herschaffen, am Haus und an der Laube

aufmachen. Wenn Du auch — aber das ist zu viel," unterbrach sie sich.

„Was wolltest Du noch sagen? Das muß heraus!" sagte er in halb bittendem, halb befehlendem Tone. „Ich danke Dir schön, wenn Du mir auch zu dem festlichen Tage zu thun giebst, und ärgere mich genug, daß ich die Zeit im Walde verträumte, in der ich Dir vielleicht hätte helfen können."

„Nun so geh wieder in den Wald, ganz in der Frühe träume aber nicht," sagte sie neckend, „sondern pflücke mir noch ein Körbchen recht schönes Eichenlaub und bring' es in die Einsiedelei — aber Du mußt dann gleich gehen, wenn nur die Hähne zu krähen anfangen oder die erste Wachtel schlägt — zwischen drei und vier Uhr bin ich gewiß schon in der Einsiedelei, denn um fünf Uhr muß Alles fertig sein — Mutter steht immer so zeitig auf — nun gute Nacht und verschlaf es nicht." Sie erhob sich und Theobald versprach ihr mit der Hand die größte Pünktlichkeit, dann schlüpfte sie hurtig in das Haus.

„Harmlose Jugend!" rief er bei sich ihr nach, „Du flichst noch Blumen und Kränze nicht nur in der Mutter, sondern auch in Dein eigenes kleines Leben — und wirfst sogar stille Blüthen in mein verödetes Dasein!" Nach einer Weile ging er auch in das Seitengebäude hinein wo eine Treppe hoch nach dem Garten zu das kleine

Stübchen lag, welches man für ihn eingerichtet hatte, und das, wie schlicht und einfach diese Einrichtung auch immer war, ihm doch wie ein Prachtzimmer erschien — Dank seiner Gewöhnung an die Zuchthauszellen. — Aber er legte sich noch lange nicht zum Schlafe nieder. Es that ihm doch leid, daß er so spät erst von dem morgenden Geburtstage Kunde erhalten und nun gar nicht wußte, wie er der guten Tante eine freundliche Aufmerksamkeit erweisen sallte. Sonst war er in einem ähnlichen Falle niemals in Verlegenheit; er half sich schnell mit einigen Versen. Aber jetzt? Der Dichter schien bei ihm für immer vorüber zu sein — seit dem Jahre der Völkererhebung, da er diese besungen, hatte er kein Lied mehr geschrieben — die Begeisterung für das Kleinere war ihm fern geblieben, seit er sie auf das Größte gerichtet und nutzlos hatte verlodern sehen; doch wenn er es nun versuchte? Die gefühlvolle Tante, wußt' er, würde sich freuen, er würde damit eine Schuld der Dankbarkeit abtragen, zu der er sich ihr verpflichtet fühlte — und für Margarethens innige Anhänglichkeit an den Vetter würde es eine stolze Rechtfertigung sein. Ihr zu Liebe sollt' er's versuchen und sie gleich zuerst selbst morgen in der Frühe damit überraschen. Indem er so dachte und sein empfindsames Herz sich lebhaft vergegenwärtigte, mit welcher Liebe er in diesem Hause von Mutter und Tochter

empfangen und aufgenommen worden war, kam ihm schon unwillkürlich die Begeisterung, ohne die er weder ein Gelegenheits= noch ein anderes Gedicht zu schreiben vermochte. Und so hatte er denn kaum die Feder in die Hand genommen und begonnen, da war das Werk auch schon vollendet, zu dem er sich nicht einmal mehr die Kraft zugetraut hatte. War das auch eine der stillen Blüthen, die, wie er vorhin gesagt, Margarethe in sein verödetes Dasein geworfen? Oder war es gar nicht wahr, daß seine Muse verstummt sei für immer? Vielleicht war sie nur erschrocken geflüchtet vor Schwerter= und Kettengerassel? Vielleicht hatte sie nur geschlafen, geträumt? — Oder er hatte geträumt? Vielleicht war er selbst noch ein harmloser Jüngling, all' dies Ungeheure gar nicht geschehen und Alles war noch wie einst? — „Auch meine Ideale?" rief er — bitter lächelnd warf er das Gedicht bei Seite, öffnete das Fenster und schaute hinaus in die kühle thauige Nacht. Erst jetzt hörte er, daß die Hunde im Hofe auffallend heulten. Er ging hinaus und rief sie durch das Treppenfenster, das an der Hofseite war. Aber die Hunde wurden nicht ruhig. Er ging nun selbst hinab, Hektor sprang ihm entgegen, als freuete er sich, daß sein Ruf Jemand herbeigeholt. Theobald schauete sich nach allen Seiten um — er konnte nichts Verdächtiges erspähen, auch kein Ton ließ sich hören, alle Thüren waren

in Ordnung. Durch Zureden und Drohungen brachte er die Hunde endlich zum Schweigen. Aber es währte nicht lange, so begannen sie ihr Geheul von Neuem. Er kehrte sich nicht mehr daran.

Mit dem ersten Morgenstrahl war er wieder auf. Im Hofe war noch Alles still, da er hinunter kam; selbst die Hunde hatten sich in ihren Hütten niedergelegt, als wollten sie nun erst recht von den nächtlichen Störungen ausruhen. Nur eine Kuh schrie, weil ihr das Kalb genommen, und der Hahn stand zwischen der Hortenthür mit geschlossenen Augen krähend. Aber die Hühner hatten noch keine Lust dem allzufrühen Weckruf zu folgen. Aus ihren Nestern unterm Giebeldach schauten die Schwalben mit den klugen Augen heraus, reckten spähend die Köpfchen empor, daß man das weiße Kehlchen sah und die braune Brust, flogen dann zwitschernd heraus und setzten sich auf die Blumeneisen vor Margarethens Kammerfenster, als wüßten sie, daß die Schläferin heut bald erwachen wollte und als wollten sie mit ihren muntersten Weisen sie wecken.

„Mag sie immer noch ein wenig schlafen," dachte Theobald, der unwillkürlich jetzt zu dem Fenster hinauf und die Gardinen noch fest verschlossen sah, „damit ich noch vor ihr an die Einsiedelei komme mit dem Eichenlaub." Er ergriff einen runden Korb, hing ihn an den

Arm und ging damit leise zum großen Hofthor hinaus. Indeß waren nur wenige Minuten vergangen, so wurden die zugezogenen Gardinen auseinander geschoben und Margarethens braunes Lockenköpfchen spähete hervor. Und gleich den Schwalben, die auch erst nur mit erhobenem Köpfchen hervorspäheten, dann aber bald geputzt und sauber herausflogen zu singen und zu arbeiten — war's auch nur um Futter zu suchen für die Kleinen — so zeigte sich auch Margarethe bald im netten Morgenanzug auf dem Hofe und schlüpfte behend und leise durch das Gartenpförtchen. Eine Obstallee führte hier durch den Grasgarten zu einem andern mehr parkartig angelegten Garten, wo Blumenbosketts mit englischen Gehölzen abwechselten. Hier, auf einem Rundtheil, das hohe Buchen überschatteten, stand die Einsiedelei, ein kleines Gebäude von ungeschälten Baumstämmen und Brettern aufgeführt, die wieder ganz mit Rinden überkleidet waren. Das Dach bestand aus eben diesem Material und war an den vorstehenden Enden mit Tannenzapfen und Moos verziert. Schon von Weitem sah Margarethe dort unter den Bäumen einen mit einem Tuch verdeckten viereckigen Korb stehen. Dieses Geräth sah ihr zwar unbekannt aus und sie wunderte sich auch, daß Theobald das Eichenlaub erst mit einem Tuche verdeckt habe und daß er überhaupt schon so früh an's Werk ge-

gangen — indeß zweifelte sie doch nicht, daß Theobald den Korb mit Laub hieher gesetzt und sich selbst vielleicht hinter einem Baum versteckt habe, um sie mit Necken und Lachen über ihr spätes Kommen zu überraschen. Sie rief ihn, da er aber nicht hörte, ihr Gutenmorgengruß keine Antwort fand, ging sie auf den Korb zu und hob das Tuch — aber statt des vermeintlichen Eichenlaubes gewahrte sie ein schlummerndes Kind. Mit einem Schrei ließ sie das Tuch zur Erde fallen — bald neigte sie sich tiefer in den Korb — das Kind wachte auf, streckte die kleinen Aermchen aus, bog sich hin und her und schien nicht zu wissen wo es sei — dann begann es zu weinen.

„Hört! Euer Kind schläft nicht mehr und weint!“ rief Margarethe nach allen Richtungen hin — aber Niemand gab Antwort — kein menschliches Wesen schien in der Nähe zu sein. Sie begriff auch nicht, wer hier im Morgengrauen sein Kind allein lassen könne — die Landleute aus der Gegend pflegten es wohl zuweilen zu thun, daß sie ihre Kinder in Körben mit sich auf die Arbeit nahmen und darin ruhen ließen — aber hier waren keine Arbeiter, und das Kind sah auch nicht aus, als ob es solchen Leuten gehörte. Seine Haut war blendend weiß und zart, der Anzug vom besten Stoffe. Ein Kleidchen von rothem Thibet mit weißer Stickerei umgab die kleine Gestalt, das garnirte Häubchen, das hervorguckende

Hemdchen, die wollenen gestrickten Stiefelchen — Alles war von seltener Feinheit und neumodischem Schnitt. Auch das Bettchen, darauf es lag, war mit feinem Battist überzogen. Was war zu thun? Das Kind schrie, nirgends war ein Mensch zu sehen — Margarethe nahm es heraus und auf den Arm. Sie besann sich, daß sie ein paar Zwiebacke in ihre Kleidertasche gesteckt hatte, gab den einen dem Kinde und beruhigte es wirklich damit. Auf dem Boden des Korbes lag ein versiegeltes Couvert — die Adresse lautete: „An die Gute, welche mich aufnimmt.“ Margarethe schüttelte immermehr verwundert mit dem Kopfe. Das Kind war nicht so ganz klein mehr, ein Mädchen von etwas über einem Jahr, das schon lallen und auftreten konnte — aber es war doch viel zu klein, um von ihm selbst nur auf eine Spur geführt zu werden. Margarethe stand rathlos da. Das Couvert zu öffnen wagte sie auch nicht.

Da kam Theobald und rief ihr von Weitem seinen Morgengruß zu — sie trat ihm mit dem Kinde entgegen, zugleich verlegen, erröthend und doch lächelnd — sie zeigte ihm das Couvert und sagte, wie sie Alles gefunden.

„Wahrscheinlich auch ein Geburtstagsgeschenk für die Tante!“ rief er. „Es ist augenscheinlich, daß man die Kleine in dieser Absicht hierher gesetzt hat — und

wahrscheinlich wird der Brief uns über einiges Nähere benachrichtigen."

„Willst Du ihn öffnen?" fragte Margarethe.

„Ich breche nicht gern Siegel, die nur zufällig in meine Hände kommen — indeß, die Adresse kann an Dich gerichtet sein, da Du das Kind gefunden und ihm schon die ersten Liebesdienste erwiesen; willst Du, daß ich öffne?" — und er hielt das umfangreiche Schreiben noch zögernd in der Hand.

„Nein, nein!" rief sie ganz erschrocken, riß ihm den Brief aus der Hand und warf ihn in den Korb; „nein — wer weiß was darin steht!" und sie ward dabei ganz roth, ebensowohl über das, was sie befürchten konnte, als über die eigene Aeußerung, die ihr bei dieser Furcht entschlüpft war. „Was thun wir nur?" sagte sie in fast komischer Verzweiflung.

„Es bleibt uns nichts Anderes übrig als den Findling wirklich als Geburtstagsgeschenk in's Haus zu tragen und Deinen Eltern dann die weitere Entscheidung zu überlassen. Du siehst, es ist nirgend ein Mensch in der Nähe, und die Kleine hat Hunger, — sie hat Deinen Zwieback schon aufgezehrt. — Das ist eine Grafenkrone," — sagte er auf den Zipfel eines weißen Leinwandtuches deutend, das im Korbe lag — „sieh, man hat dies Zeichen gelassen."

„Aber den Namenszug darunter wahrscheinlich herausgetrennt," ergänzte Margarethe, den Zipfel mit weiblichem Kennerblick betrachtend. „Ach, dabei wird es immer später — schau nur, die Sonne kommt schon hinter dem Walde herauf — und horch! droben in Wildenberg läuten sie schon Morgen."

„Mein Eichenlaub hab' ich nun wohl umsonst geholt," bestätigte Theobald, „aber wir haben noch genug Zeit die Kränze und Gewinde aufzuhängen."

„Ja, aber das Kind?" fragte Margarethe in neuer Verlegenheit.

„Das hat vielleicht die ganze Nacht hier im Korbe geschlafen und kann nun auch wieder ein wenig darin warten. — Hörtest Du die Hunde nicht auch heulen diese Nacht?" fragte er weiter, während das Mädchen sich anschickte, seinen raschen Rath zu befolgen.

„Kein Auge hab' ich davor zu thun können — ich hörte, wie Du sie beruhigen wolltest, aber es dauerte nicht lange, so begannen sie ihr Geheul von Neuem," bestätigte Margarethe.

„Wer weiß, haben sie das Kind nicht schreien hören!" vermuthete Theobald, diese Jagdhunde haben ein feineres Gehör wie wir Menschen und spürten das Kind vielleicht auf hundert Schritt. Ich habe nach allen Thüren gesehen, aber bis hieher bin ich freilich nicht gekommen."

Indeß sträubte sich die Kleine mit Händen und Füßen wider den Korb, Margarethe mußte ihr Bemühen aufgeben, um die Schreiende nur wieder zu beruhigen, die nicht vom Arm herabwollte — und so stand sie auf's neue rathlos da.

„So überlaß mir die Dekoration allein!" sagte endlich Theobald, der indeß die Kränze aus der Einsiedelei geholt hatte, und Margarethe mußte sich schon in diesen Vorschlag fügen.

Sie folgte ihm mit dem Kinde, das nun wieder heiter und ruhig sich nach allen Seiten umsah. Dann stand sie nachdenklich still und fragte: „Aber was thun wir? Jetzt ist das Gesinde gewiß schon munter im Hofe und in den Ställen und wird staunen über das Püppchen — zeigen wir's gleich, oder verstecken wir's, bis wir den Eltern Alles erzählt?"

Theobald, der jede Geheimnißkrämerei haßte, sagte: „Da brauchen wir keine Diskretion — wer sein Kind einem so ungewissen Schicksale preisgeben kann, muß immer gewärtig sein, daß die ganze Gegend, in der es gefunden wird, davon spricht. Den Korb lassen wir an Ort und Stelle stehen und Jedermann mag sich selbst von der wunderlichen Thatsache überzeugen."

Im Hofe war nur die Großmagd, die eben die Milchäsche von blitzendem Blech zusammengesetzt hatte und

damit in den Kuhstall gehen wollte — sie machte große Augen, wie sie den ungewohnten Aufzug sah — Margarethe hielt ihr das Kind hin und sagte:

„Ei, melke nur rasch Deine Kühe, da kann die Kleine gleich etwas Warmes bekommen —" und nun erzählte sie der Staunenden von dem Fund.

Die schlug die Hände in einander und polterte: „Na, das Dingelchen sieht aus wie eine Prinzessin — wird wohl auch so was sein — vornehme Leut' haben kein Brod für die Kinder, wenn sie nicht —"

Aber Gretchen winkte ihr zürnend, zu schweigen, und begann ein Liedchen zu trällern, als wollte sie die Kleine in Schlummer wiegen, die Magd aber ging mürrisch mit ihren Aeschen in den Stall und murmelte: „Es ist aber doch wahr, wenn man's auch nicht sagen darf, das vornehme Volk ist schlechter als Unsereins."

Eine Stunde verging, die Kleine war, von der Milch gesättigt wieder eingeschlafen, und Margarethe hatte sie ganz leise auf das Sopha in der Wohnstube gelegt. Dank Theobalds Geschick und Hurtigkeit war die Blumendekoration noch schöner, als Gretchen selbst gedacht, zu Stande gekommen. In der Stube hatte sie bescheert — eine große selbstgebackene Torte, ein Ruhekissen, das sie selbst gestickt, und darauf Theobalds Gedicht, weil sie ihm einen Ehrenplatz geben wollte, da sie behauptete,

es werde die Mutter am meisten freuen und gäbe dem Ganzen erst die rechte Weihe. Daneben lagen noch die Gaben des Vaters, die sie schon am Vorabend sich von ihm ausgebeten — und auf dem Sopha das schlafende Kind.

Gretchen hatte das Frühstück hergerichtet und wartete nun mit kindlicher Freude über ihre Bescheerung, aber auch mit ein wenig Angst auf die unerwartete Zugabe zu derselben blickend, bis die Mutter eintrat.

Sie brauchte nicht lange zu warten, denn die Mutter hatte in der nebenangelegenen Kammer die kleinen Vorbereitungen gehört, wie leise sie auch gemacht worden waren und nur aus mütterlicher Rücksicht gewartet, bis sie mit den Frühstücktassen klirren hörte und daraus schloß, daß nun Alles bereitet sei. Sie stand auf, weckte auch den noch etwas verschlafenen Gatten und trat nach wenig Minuten in das Zimmer.

Es war nicht Gretchens Art, einen vorher wohl überdachten Glückwunsch zu sprechen. Sie fiel der Mutter gleich beim Eintreten um den Hals, herzte und streichelte sie und lispelte halb verschämt: „Du kannst Dir schon denken, was ich zu sagen habe.“

Und die Mutter schloß ihr auch den Mund mit einem herzlichen segnenden Kuß, noch ehe er weiter gesprochen, und ließ nun gleich ihre Augen auf den Bescheerungstisch

fallen, denn sie wußte, daß sie für diese Liebesgaben am besten dankte durch den fröhlichsten Empfang. Wie Mütter immer ganz sich selbst vergessend in ihrer Familie aufgehen, nicht an die eigene Freude denken, sondern nur an das, was ihren Lieben Freude macht; so war auch die Oberförsterin eigentlich gleichgültig für jedes Geschenk, das man ihr persönlich machte, aber sie heuchelte doch das größe Vergnügen darüber — und durft' es, denn diese Heuchelei war ihr selbst ja kein conventioneller Zwang, noch ging sie aus einem unreinen Motiv hervor, sondern es war die stille selbstverstandene Pflicht ihrer mütterlichen Liebe. So hatte sie denn eine Weile schon diese Gaben betrachtet und gelobt, und noch keinen Blick auf das entferntere Sopha geworfen, dem sie den Rücken zukehrte, als der nun auch eingetretene Oberförster ihre Freude zu theilen, sich ihr gegenüberstellte und die Hände in einander schlagend rief:

„Was, ein Enkelchen? Sind denn die Kinder da? Wo sind sie?"

Die Mutter ließ Theobalds Gedicht fallen, das sie eben zu lesen begonnen und sah nun das Kind — aber sie gewahrte auch gleich, daß es nicht das Kind ihrer an einen entfernten Gutsbesitzer verheiratheten ältesten Tochter Emilie war und sagte: „Aber das ist kein Enkelchen," — und sah Margarethe fragend an.

„Vielleicht doch! — wenn Ihr es haben wollt!“ antwortete diese und erzählte nun Alles. Theobald wurde herbeigerufen die Erzählung zu ergänzen und mit zu frühstücken.

Margarethe erwähnte den Brief — und wußte im Augenblicke nicht, wo sie ihn hingethan. Der Vater behauptete, man müsse von der Sache Anzeige machen und den Brief erst auf dem Amte eröffnen, die Mutter aber, die einen wahren Widerwillen gegen alle Einmischungen von Gerichtspersonen in Privatverhältnisse hatte, wünschte gleich zu lesen — es könne ja sein, daß es sich um eine Sache handle, die vielleicht ohne alle weitere Umständlichkeit zu erledigen sei.

Da sah Theobald, mie die erwachte Kleine mit dem Briefe spielte — Margarethe hatte ihn erst mit ihr zugleich gehalten und dort hingelegt — das rothe Siegel reizte die früh erwachte Zerstörungslust des Kindes — es hatte bereits mit den kleinen Fingerchen das Papier daneben zerrissen.

Der Oberförster schalt über die Unvorsichtigkeit durch die der Brief in die Hände des Kindes gekommen und erhob Klagen über das Geschehene, — die Oberförsterin aber sah ein Gottesurtheil darin und sagte triumphirend: „Die Kleine hat den Brief selbst aufgemacht, nun ist

weiter kein Bedenken: wir lesen ihn," — sie gab ihn Theobald und hieß ihn vorlesen.

Neben einigen geschriebenen Zeilen zog er noch eine Banknote von Hundert Thalern aus dem Couvert — Gretchen stand unschlüssig an der Thür, ob sie hinausgehen oder bleiben sollte — sie fürchtete, der Brief könne etwas enthalten, worüber sie erröthen müßte — und doch war sie auch neugierig, über ihren Fund Aufschluß zu erhalten — sie entschied sich endlich dafür, das Thürschloß in der Hand zu behalten und im Zimmer zu bleiben; begann die Vorlesung bedenklich zu lauten, so konnte sie da schnell und geräuschlos entschlüpfen.

Theobold las:

„Nur die äußerste Verzweiflung kann mich vermögen, mich von meinem Kinde zu trennen. —

Diejenigen, welche von der Natur bestimmt waren, ihm Schützer und Hüter zu sein, wüthen wider sein Leben, sein Gedeihen — ich weiß es nirgend sicher, als wenn ich es weit von mir entferne. Eine treue Seele hat mir versprochen, es in gute Hände zu bringen — auf das Land, wo es körperlich stark werden, zu einer frommen Försterfamilie, die es gewiß nicht hilflos lassen werde. Möge sie das Werk der Menschenliebe thun!" Die beliegenden hundert Thaler werden für ein halbes, im Nothfall für

ein ganzes Jahr zu seinen Bedürfnissen ausreichen. Nach Verlauf dieser Zeit werde ich wieder von mir hören lassen und weiter für den theuern Engel sorgen!"

„Das Kind ist evangelisch getauft und heißt Theresia Zack. Forschet nicht weiter nach seinem Herkommen — wenn eine Spur davon draußen in der großen Welt bekannt würde, so könnte dies sein Leben gefährden — hütet es vor jedem Aristokraten, der nach ihm fragen sollte — hütet es vor jedem katholischen Priester."

„Das ist Alles," sagte Theobald und gab dem Oberförster den Brief. Margarethe ließ die Thürklinke los und hatte eine Thräne im Auge. Sie nahm das Kind auf den Arm und sagte fest: „Wir müssen's behalten!"

Die Mutter warf einen fragenden Blick auf den Vater — bei ihm entschied die Grafenkrone in dem Tuchzipfel — vielleicht gehörte das Kind hohen Personen, denen man Nichts abschlagen durfte. — „In Gottes Namen denn, Mutter, Du mußt schon noch einmal das Kinderwarten anfangen."

Bei dem Namen Zack — war Theobald unwillkürlich der Name Zackony eingefallen, den er gestern im Walde gehört hatte, von welchen Leuten er ihn nennen und Alles, was er sie weiter sagen hörte. Die Erwähnung der hundert Thaler traf, selbst den Korb meint' er wieder zu erkennen — er erzählte nun noch dies Alles und

sagte, daß dies genug Anhaltepunkte böte, wenn man der Sache weiter nachforschte und dem Geheimniß auf die Spur kommen wollte.

Aber der Oberförster winkte abwehrend mit der Hand: „Laßt lieber Alles ruhen — wir haben das Kind in Pension genommen und damit gut," — er fürchtete durch irgend eine Nachforschung oder Veröffentlichung könnten hohe Personen kompromittirt werden.

„Ach was!" rief die Mutter zürnend und zugleich das Kind liebevoll küssend: „Eine Mutter, die so ihr Kind aussetzen kann, und es dabei noch lügnerisch ihren theuren Engel nennt, die ist gar nicht werth, daß jemals nach ihr gefragt wird. Ich hätte doch wohl die Gewalt sehen mögen, die mich jemals hätte so weit bringen können, ein Kind zu verlassen!"

IV.

„Man stieß mich treulos in des Meeres Oede
Das Segel meines Geistes war zerschlissen,
Träg fuhr ich hin in wirren Finsternissen,
Es gähnte mich das Leben an so schnöde.“
Karl Candidus.

„Ich weiß es: in uns beiden glühet dieselbe göttliche Flamme. Du willst Dich vermessen, die reine hohe Sonne zu sein, die erhaben über der Erde steht und doch Alles auf ihr beglückt und segnet — ich aber bin zur düstern Wetterwolke verdammt, die nur in Blitzen, zerschmetternd und zündend ihr inneres Feuer verkündigen kann. Du bist aus meiner Bahn gewichen, damit nicht die Wetterwolke die Sonne hindere zu scheinen — aber ich sehe die Stunde kommen, da Du nichts ausrichten wirst mit Deinen milden Strahlen und darum nach meinen Blitzen verlangen — bis dahin lebe wohl! — „bei Philippi sehen wir uns wieder!““

„Noch Eins: Wenn Du in Deinem jetzigen Himmel bleiben willst, so hüte Dein Herz vor der Liebe. Das Ideal, das Du träumst, existirt nicht — und Du wirst Dir doch einbilden es gefunden zu haben, wenn Dein Herz einmal glühend aufflammt. Es ist ein Anderes, ob man nur mit den Sinnen liebt, oder nur mit dem Geiste oder mit beiden zugleich als der ganze Mensch. Nur so wirst Du lieben; Dich selber hingeben, verlieren — Dir selber untreu werden und Nichts dafür gewinnen als eine Enttäuschung! Dann wird auch der Sonnenstrahl zum zuckenden Blitz — ich kenne das. Dann wirst Du vielleicht einen Weg mit mir wandeln, wenn nicht früher. Also nochmals: bis dahin — lebe wohl! Ich bleibe Dein treuer Bruder

Florian Zackony.

Diesen Brief las die Empfängerin desselben, Kamilla Zackony, mit langsamem Kopfschütteln und schmerzlichem Lächeln. Und je öfter sie ihn las, je unheimlicher fühlte sie sich davon ergriffen. Das prägte sich auf ihrem Antlitz, sogar in ihrer Haltung deutlich aus.

Es war immer eine Art Zauber um diese edle Gestalt gewoben — aber jetzt erschien sie ganz wie das verklärte Heiligenbild eines italienischen oder spanischen Künstlers. Selbst das kleine Zimmer, in dem sie sich

jetzt aufhielt, mit den dunklen Sammettapeten und den schweren Fenstervorhängen von roth und weißem Seidendamast, durch goldene Schnuren und Quasten in der Mitte vereinigt, bildete eine passende Staffage zu einem solchen Gemälde.

Kamilla war groß und schlank gewachsen, das schwarze Atlaskleid, das bis an den Hals hinaufreichte mit einem knappen Leibchen, das auch die Hüften faltenlos umschloß, zeigte und erhöhete vielleicht noch die Majestät dieser jungfräulichen Gestalt. Das hellbraune Haar, das in einem eigenthümlichen Rothgold schimmerte, kreuzte sich in russisch geflochtenen Zöpfen diademartig über der hohen Stirn und fiel, im Nacken aufgeflochten, sich zu üppigen Locken ringelnd hinab. Dunkle tiefblaue Augen glüheten mährchenhaft, geheimnißvoll unter langen Wimpern hervor und schienen kühn ohne Keckheit, suchend und doch ohne Verlangen in das Leben zu blicken. Das ganze edelgeformte sinnende Antlitz zeigte sich von einem fast wunderbaren Rosenschimmer übergossen, der zuweilen zwar auf den Wangen höher aufglühete, zuweilen aber, wenn auch nur wie ein Hauch, gleichmäßig über diesen ganzen Körper ausgegossen war und die Zartheit dieser durchsichtigen Haut viel mehr erhöhete, als beeinträchtigte. Kamilla war eigenthümlich schön, wie die spanischen Madonnenbilder, deren Schöpfer keine dunkelhaarigen und

schwarz geäugten Andalusierinnen zu Originalen wählten, sondern jene goldrothgelockten Kastilierinnen, in deren Adern „das blaue Blut der alten Germanen" floß. Auf diesem Antlitz thronte freudige Begeisterung und stolzes Selbstgefühl — ob aber mehr Weltfreude oder Weltschmerz, mehr Lächeln der Resignation oder schwermüthige Sehnsucht, fragte man vergebens die schwärmerischen Augen. Wie Veilchenkelche im Frühling sich öffnen, den kühnen Kampf mit allen Mächten des winterlichen Gefolges wagen, frohlocken, über sie triumphiren und doch bescheiden sich zur Erde neigen, als lauschten sie an ihrer Mutterbrust auf die schnelleren Herzschläge der Natur — als hätten sie zugleich ein hohes Geheimniß zu verkündigen und ein anderes noch zu erfahren: so schauten diese Veilchenaugen in die Welt, erzählten von Frühlingsstürmen und ahnten die sommerliche Gluth kommender Tage.

So blickten sie besonders jetzt in den Brief und wiederholten noch einmal und immer noch einmal dessen metapherreiche Sprache.

„O Bruder Florian!" sagte sie endlich leise für sich, „Du hast Recht: in uns Beiden glühet dieselbe göttliche Flamme — und weil es so ist, darum graut mir vor dem Wege, welchen Du wandelst. Wie magst Du für mich den Vergleich mit der Sonne wagen? Aber der einzelne

Sonnenstrahl — einer von den Millionen, die täglich über die Erde gehen erleuchtend und wärmend und doch im All' wie Nichts verschwindend — der Sonnenstrahl mag ich schon sein — Niemand scheint ihn zu beachten und scheinbar verschwindet er mit Tausenden in's öde Nichts — aber die Blume, die er schmückte, den Boden, den er wärmte, der Käfer, der in seinem Lichte summte — für sie alle war dieser Strahl nicht vergeblich und nicht vergessen. Und wenn auch vergessen — hat er nur Leben geweckt und entfaltet, so war ja seine Sendung erfüllt! — Aber Du, armer Bruder?! —

Sie faltete den Brief zusammen, aber ohne ihn wieder in das Couvert zu schieben. Er war mit blauer Tinte geschrieben und trug oben einen Stempel von gleicher Farbe, inmitten ein Kreuz und im Umkreis die Worte: „In diesem Zeichen wirst Du siegen.“ In diesem Augenblicke pochte es draußen, eine Dienerin öffnete und meldete:

„Frau Regierungsräthin von Altenhof.“

Kamilla winkte, erhob sich schnell und ging der Gemeldeten mit jener freudigen Erregung entgegen, die mehr Aufrichtigkeit als Artigkeit ist und doch den feinen Takt der letztern nicht entbehrt.

Konstanze trat ein. Es war am zweiten Tage nach jener Unterredung mit ihrem Gemahl, in der er es ihr

zur Pflicht gemacht hatte, den Umgang mit Fräulein Zackony abzubrechen.

„Ich störe doch nicht?“ sagte sie und sah überall scheu umher, als wolle sie jeden Gegenstand im Zimmer durchspähen — auch der Brief mit dem blauen Stempel entging ihrer Beobachtung nicht — unstät kehrten ihre suchenden Blicke immer wieder zu demselben zurück —

„Von einer Freundin wie Du wird man niemals gestört!“ erwiderte Kamilla herzlich, „aber Dein Besuch überrascht mich zu dieser Stunde — ich hätte Dich noch beim Diner gewähnt —“

„Ich habe allein gespeist und dann verkürze ich die Tafelzeit so viel wie möglich,“ antwortete Constanze mit einem Anflug von Verlegenheit — „mein Gemahl ist beim Minister —“

„Und Du widmest mir diese Zeit, indeß er über Staatsgeschäfte sinnt,“ rief Kamilla fröhlich; „das ist schön! Es plaudert sich auch besser im traulichen abgelegenen Kabinet, als wie neulich auf der Promenade — die kleine Fahrt war Dir doch wohl bekommen?“

„Gewiß —“

„Aber Du siehst matt und angegriffen aus,“ fuhr Kamilla besorgt fort. Constanzens Einsilbigkeit war ihr jetzt unbegreiflich und peinlich, sie, die sonst so beredt war, so geistreich und brillant in ihrer Unterhaltung sein konnte,

schien heute für Nichts ein passendes Wort zu finden, nur halb zu hören und darum auch nur halb zu antworten — endlich blieb sie gar jede Antwort schuldig, brach ab, ergriff Kamilla's Hand und sagte zitternd vor fieberhafter Erregung: „Ich kann nicht länger schweigen — mein Herz trieb mich her, meine Angst um Dich. Vorgestern, da Du in mir eine gleichgestimmte Seele umarmtest, da Du ahntest was ich einst gelitten und unter meinen jetzigen Verhältnissen leide — da ahnete ich noch nicht, wie Kampf und Entsagung auch mein Loos in der Freundschaft ist, wie es das in der Liebe war — doch das ist ja vorbei! — Kamilla! wirst Du meinen Rath befolgen, den schwesterlichen Rath meines geängsteten Herzens, der doch ein Opfer an demselben ist —? Was fesselt Dich an diese Stadt? Wenn es Nichts ist als ungefähre Wahl, Laune, Willkür — so verlaß sie sobald als möglich!"

„Diese Stadt verlassen?" fragte Kamilla im äußersten Erstaunen. „Ich? Warum? Wozu? Wie kommst Du auf diesen seltsamen Gedanken? —"

„Kamilla!" rief Constanze, und den feinen weißen Glacéhandschuh hastig abstreifend legte sie ihre fieberhaft zitternde heiße Hand in die der Freundin, warf sich mit leidenschaftlicher Aufregung an ihre Brust und sagte schnell, die Worte fast herausstoßend: „Es ist der Fluch meines ganzen Daseins, daß ich in allen Dingen zur

elendesten Halbheit verdammt bin, seit ich ihr einmal gedient: ich kann Dir nicht Alles sagen — aber ich darf Dich warnen, bitten, beschwören: verlaß diese Stadt!"

Kamilla sah ernst und prüfend, zugleich mitleidig der Aufgeregten in die Augen und sagte mild: „Ich verstehe Dich nicht."

„Und vertrauest mir nicht!" fiel ihr jene rasch in's Wort — „ich kenne das — ich verdien' es auch — aber ich weiß auch: Du forderst nicht, daß ich zur Verrätherin werde — weder nach der einen noch nach der andern Seite hin kann ich es sein —"

„Ich fordere keine Erklärung von Dir, die Du nicht geben darfst," unterbrach sie Kamilla zugleich mit Würde und mit Sanftmuth, „aber da ich in meiner Stellung, meinem Stillleben hier keinen Grund zu finden vermag, Deine Warnung, Deine Angst zu verstehen, so bitte ich Dich nur, Dich zu fassen und wenn auch nicht Deinen Rath zu erklären, doch zu sagen, was Du selbst von mir denkst oder erwartest."

Constanze war von dieser Ruhe, die zu ihrer eigenen nervösen Reizbarkeit einen so entschiedenen Kontrast bildete, fast ein wenig betroffen. Sich gleichsam selbst zusammenraffend und aufrichtend sagte sie, sich entschuldigend: „Verzeih meine Heftigkeit, meine stürmische, unbedachte Weise meinem geängsteten Herzen! Ich will ruhig

werden gleich Dir. Da wir neulich einander näher traten, da ich Dir von den Idealen meiner Mädchenjahre sagte, bekanntest Du: dies seien noch jetzt die Deinigen und nie könnten sie aufhören, Dir das zu sein — vielleicht hast Du noch gegen Andere Dich in gleicher Weise ausgesprochen —"

„Ich habe gegen Niemand meine Gesinnung verläugnet, ich habe sie aber auch nie zur Schau getragen," bekannte Kamilla.

„Man zählt Dich zu den verdächtigen Personen, belauert und beargwöhnt jeden Deiner Schritte —"

„Das muß ich mir gefallen lassen, wenn man es einmal will —"

„Man findet Dich gefährlich —"

Kamilla lächelte verächtlich und zugleich schmerzlich statt einer Antwort.

„Lächle nicht:" warnte Constanze, „man hat die Macht Dir zu schaden, nicht nur die der rohen Gewalt — man kennt einen Theil Deiner Geheimnisse und wird diese benutzen Dir und Denen zu schaden, mit welchen Du in Verbindung stehst."

Kamilla stutzte, der röthliche Schimmer ihres Antlitzes wich plötzlich einer marmorhaften Blässe — doch nur einen Augenblick — dann glüheten ihre Wangen in höherem Roth: „Was kennt man?" fragte sie stolz.

Aber Constanze blieb die Antwort schuldig, senkte ihre Blicke und sagte abwehrend: „Auf solche Fragen muß ich schweigen.“

„So sage weiter was Du sagen willst.“

„Du kannst errathen, was unter den gegenwärtigen Zuständen geschehen wird, wenn Deine Geheimnisse aufgehört haben solche zu sein —“ und Constanze sah die zu ihrem Schützling Ausersehene durchbohrend an, als wollte sie diese Geheimnisse selbst von ihrem Angesicht lesen. So streiften ihre Blicke auch wieder den Brief mit dem blauen Stempel und der blauen Schrift; — „zweifle nicht: wenn man Beweise finden kann, die Dich kompromittiren, so wird man Dich selbst auch kompromittiren — vielleicht mit einem öffentlichen Eclat — — wenn man diese Beweise noch nicht hat, wird man sie sich zu verschaffen wissen — sei vorsichtiger als bisher.“

„Ich wüßte das nicht zu sein,“ entgegnete Kamilla kopfschüttelnd, „ich kam mir nie so bedeutend vor, um mich für einen Gegenstand der Späherblicke mächtger Feinde zu halten.“

„Entziehe Dich ihnen, weil es noch Zeit ist! geh fort von hier — noch ist Nichts wider Dich geschehen, noch stehst Du unangefochten da — heute noch — morgen vielleicht nicht mehr — und sei es nur auf kurze Zeit: verlaß diese Stadt, führe so Deine Feinde irre, entziehe

Dich ihnen, rette Deine Freunde, Deinen Namen — Dich selbst.“

„Ich fliehe nicht vor Gespenstern —“

„Keine Geisterstimme — die Stimme der Freundin warnt Dich — soll ich Dich noch daran erinnern in welchen Kreisen ich lebe? — Bist Du denn an diese Davisons gefesselt?“

Ich reiste in ihrer Begleitung von England auf den Kontinent zurück, ich theilte Aufenthalt und Wohnung mit ihnen, weil es mir angemessener erschien, in der Nähe einer achtungswerthen Familie als allein zu leben.“

„Vielleicht wäre es das Beste, Du kehrtest für einige Zeit in Deine Heimath zurück —“

„Nimmer!“ unterbrach sie Kamilla heftig, „oder doch, in die Heimath, ja, wenn auch jetzt nicht, aber —“ sie hielt inne.

„Ich errathe,“ sagte Konstanze, „Du hast mein Schicksal, nur daß Du stärker bist, als ich — vielleicht weil die Gegensätze noch schroffer sind — der Graf Zackony kann nicht Alles an seiner Tochter billigen. Aber — er ist ja doch Dein Vater! Warum diese Kluft immer größer machen? Wird nun jetzt Dein Name kompromittirt, so bleibt sie unausfüllbar. Du hast auch einen Bruder — Du mußt Deinen Namen schonen!“

„Mein Bruder hat Nichts zu fürchten," sagte jetzt Kamilla mit sonderbarem Lächeln, „wir wandeln Beide auf ganz verschiedenen Pfaden."

„Niemand darf und kann ahnen, daß ich Dich gewarnt," begann Constanze von Neuem, „Niemand wird also ahnen, daß Du aus Vorsicht diese Stadt verlässest, wenn Du es bald thust; erst später würde es wie Flucht aussehen. Warum muthwillig die Verhältnisse auf die Spitze treiben? Das Aeußerste erwarten, wenn man ihm still zuvorzukommen vermag! Du bist eine Fremde in dieser Stadt, jeden Tag kann man Dir Deine Papiere zurücksenden, Dich zur Abreise zwingen. Ist es nicht besser, Du gehst, ehe ein öffentlicher Schritt gegen Dich geschehen, der Dir das Wiederkommen unmöglich macht, während Du so dies immer wieder kannst? Was fesselt Dich hier? Etwa dieser vermeintliche Baron von Sömmering?"

Kamilla erschrak heftig und erbleichte bei Nennung dieses Namens und fragte hastig: „Was ist's mit diesem?"

„Liebst Du ihn?" fragte Constanze und sah prüfend auf die Erschrockene.

Diese schüttelte stolz das goldene Lockenhaupt: „Ich weiß Nichts von Liebe."

„Desto schlimmer für Dich, so wird man Deinem Verhältnisse zu ihm einen andern Namen geben müssen —"

„Aber ich verstehe Dich nicht —“

„Ich fordere so wenig Erklärungen von Dir, als ich Dir geben durfte,“ sagte Constanze mit Entschiedenheit, „aber wenn Du nicht über diesen Sömmering verhört sein, seine zweifelhafte Lage verschlimmern willst, so ziehe Dich zurück, weil es noch Zeit ist. Ihn beargwöhnt man erst — Du aber bist bereits entdeckt — vielleicht wartet man nur auf irgend eine kleine Veranlassung — Dich zu verhaften.“

Kamilla war jetzt sehr nachdenklich geworden, im Aeußern suchte sie die vorige Ruhe zu behaupten, aber fast hörte man ihr Herz schlagen, hörte wenigstens den Atlas ihres Kleides leise tönen wie die Brust sich stürmisch hob und senkte. „Ich danke Dir,“ sagte sie zur Regierungsräthin, „für diesen Freundschaftsdienst — Du warst die Erste, weiche von uns Beiden ihn der Andern erweisen konnte, vielleicht kommt auch für mich eine Gelegenheit, wo ich aufhören kann, Deine Schuldnerin zu sein.

„Und wirst Du reisen?“

„Ich werde es überlegen und Dir morgen Antwort sagen.“

Constanze ward verlegen, erröthete und sah vor sich nieder. Endlich sagte sie mit einem tiefem Seufzer: „Aber warum soll ich nicht wahr sein? Der Argwohn, den man gegen Dich hegt, ist auch bereits auf mich mit übergegangen.“

„Wie meinst Du das?"

„Man erinnert sich, wie man sich ausdrückt, meiner Antecedentien — man glaubt, daß ich mit Dir in allen Stücken im Einverständniß bin und handle."

Kamilla kämpfte ein bitteres Lächeln nieder, das ihren schönen Mund umspielen wollte. So sanft wie möglich sagte sie: „Es ist natürlich, daß die Gemahlin des Regierungsrathes solchen Schein vermeiden muß — aber wie kam dieser Regierungsrath selbst dazu, mir zu —"

„Zu huldigen, sprich es nur aus!" fiel Constanze rasch in's Wort, „vielleicht war es nur eine Regierungsmaßregel, vielleicht wollte er Dich dadurch nur sicher machen."

Kamilla erglühete vor innerer Empörung, biß sich in die Lippen und blieb stumm.

„Ich wollte Dich nicht verwunden!" sagte Constanze abbittend, „aber ich wollte Dir eine größere Verwundung ersparen — seit ich diese Entdeckung gemacht, wünsche ich nicht, daß der Regierungsrath und Du einander begegnen — er ist einmal der Gatte Deiner Freundin."

„Du hast Nichts von mir zu befürchten," antwortete Kamilla vertraulich. „Das ist einmal der Fluch dieser Zeit, daß sie ihren Kampf nicht auf großen Schlachtfeldern, sondern im kleinen Familienleben weiter kämpft. Wir Frauen zumal sind nicht durch das Märtyrerinnen,

was wir etwa öffentlich zu leiden haben, sondern durch diese Fesseln und ihre Qualen innerhalb der Familie. Was ist eine „polizeiliche Verwarnung" gegen die zärtlichen Bitten, die Ermahnungen unserer Angehörigen — was ist ein öffentliches Anathem gegen einen Vaterfluch!" Sie sprach diese letzten Worte mit zitternder Stimme, brach schnell ab und verhüllte ihr Gesicht. Sie hatte Etwas gesagt, das sie nicht sagen wollte.

Constanze blickte sie zugleich prüfend, mitleidig und geängstet an.

Kamilla fühlte das mehr, als daß sie es sah. Ihre Bewegung gewaltsam unterdrückend und gleichwohl noch mehr über diese selbst erschrocken, wie über die Worte, die ihr entschlüpft waren, begann sie mit sicherer Stimme und doch leise am Körper zitternd: „Es scheint, wir müssen unsern Umgang abbrechen — auch wenn ich hier bleibe."

Jetzt war die Reihe des Erschreckens an Constanzen — sie fühlte sich getroffen, verrathen — sie hatte jetzt den Zweck ihres Kommens erreicht — und nun, statt ihr Herz erleichtert zu fühlen, war ihr, als sänke eine Centnerlast darauf. Gleich allen Wesen von guten und großen Anlagen, die doch keine rechte feste Richtung erhalten hatten, fühlte sie das Bedürfniß, nicht nur — gleich allen gewöhnlichen Naturen — vor der Welt besser zu erscheinen,

als sie war, sondern hauptsächlich vor sich selbst. Sie belog sich selbst ohne es zu wissen. Ihre innere bessere Stimme ließ sie immer nur in halben Sätzen sprechen — die Nachsätze dazu sprach die Willkür ihres Eigensinns — dann handelte sie — und danach machte sie sich immer selbst an den eigenen Triumph glauben, sie sei ihrem Gewissen gefolgt. Sie redete sich ein, da ein großes Opfer gebracht zu haben, wo sie von der Macht des Augenblicks beherrscht, zu schwach gewesen, ein kleines zu bringen. Kamilla gegenüber war sie immer bemüht gewesen, sich mit einem gewissen Nimbus des Entsagens und Duldens zu umgeben, den sie wo möglich zum Glorienschein des Märtyrerthums erhöhen wollte, statt ihn jetzt in matter Alltagsbeleuchtung erbleichen zu sehen. Um jeden Preis diesen Schein zu retten, sagte sie darum jetzt sich groß aufrichtend, beinah feierlich: „Nein, Kamilla, gegen die diplomatischen Feinheiten des Regierungsrathes will ich Dich schützen — aber keine Macht soll unsere Herzen auseinander reißen!"

Kamilla lächelte wehmüthig — denn sie glaubte und vertrauete nur halb. Das letzte Thema abbrechend wiederholte sie ruhig: „Ich werde überlegen, was zu thun ist, und Dir morgen schriftlich melden, was ich beschlossen habe. Nimm meinen besten Dank für Deinen Besuch, Deine Warnung, Deinen Rath! ich weiß nun, welches

Opfer Du mir durch Alles dies gebracht — bis ich vergelten kann, mag die Beherzigung Deiner Winke für meine Dankbarkeit bürgen."

Constanze stand auf, um zu gehen, — und doch schien es ihr schwer zu werden, sich loszureißen. Mit tausend Versicherungen, Wünschen, Bitten, Thränen schied sie endlich.

Constanze hatte ihre Gefühle künstlich, halb bewußt und halb unbewußt, zu dieser Ekstase emporgeschraubt. Sie hatte Recht, von sich zu sagen, es sei der Fluch ihres ganzen Daseins zur elendesten Halbheit verdammt zu sein — wenn es auch falsch war, es als den Fluch einer fremden Macht anzusehen, was nur die Folge ihrer Charakterschwäche war.

Den Willen ihres Gatten, Kamilla nicht mehr bei sich zu empfangen, wußte sie kein Mittel unbefolgt zu lassen, darum suchte sie nach einem solchen, das zugleich den Zweck hatte, sie in ihren eigenen Augen und in denen ihrer neuen Freundin zu rechtfertigen. Wie sie ihren diplomatischen Gatten auch nur in diplomatischer Weise zu bekämpfen suchte und sich dabei nicht sehr darum kümmerte, daß sie zu einer einfachen Thatsache hundert Nebenumstände willkürlich hinzugesellte, so that sie das Letzte Kamilla gegenüber zwar auch — aber doch sich selbst dabei vorspiegelnd: sie sei nur aus zarten Rücksichten gegen

diese so verfahren und statt wie der Regierungsrath es wohl verlangte, stillschweigend und diplomatisch zu brechen, wollte sie Wahrheit für Wahrheit geben — dem freimüthigen Mädchen auch mit Freimuth entgegentreten. Sie handelte, wie sie immer gehandelt — halb im Sinne des Gatten, halb in dem der Freundin — und träumte bei sich davon, bis sie es endlich glaubte: Jedem von ihnen sich selbst ganz zum Opfer zu bringen, indeß sie doch nur ihrem Ich das Opfer brachte — das Opfer und auch den Weihrauch — —

Diese beiden weiblichen Wesen waren zu verschiedene Charaktere und Beide auch von zu verschiedenem Werthe, als daß sie einander jemals wirkliche Seelenfreundinnen hätten werden können. Aber in einem Kreise jener Salondamen, deren eine Hälfte vergnügungs- und eroberungssüchtig in einen Strudel von Zerstreuungen sich stürzt, indeß die andere Hälfte übersättigt und blasirt sich selbst und Andere langweilt — in einem solchen Kreise konnten eine Kamilla und Constanze einander wohl als hervorragende Ausnahmen begegnen, als solche erkennen und suchen. Es war genug, daß sie sich gegegseitig nicht langweilten, aber doch von den Andern gelangweilt wurden, um öfter mit einander als mit den Andern zu sprechen. So entspann sich zwischen Beiden ein immer traulicheres Verhältniß. Kamilla bekannte ihr einst ihre

freiheitglühende Gesinnung, die sie nie verläugnete, aber doch auch nicht durch ein nutzloses Auflodern derselben vor lauter Gegnern profanirte — und Constanze, hingerissen von dieser Begeisterung, die Erinnerung an Theobald Mevilla im Herzen, das Bewußtsein, sich zu seinem Gunsten verwendet, seine Begnadigung erwirkt zu haben, und jenen schon erwähnten Selbstbetrug, daß sie überhaupt für ihn sich geopfert — fühlte in ihrem Innern die verwandte Saite volltönend anklingen und was sie so lange verschwiegen und still mit sich herumgetragen, sprach sie nun in dazu stimmenden Akkorden aus —, wenn auch nur im klagenden Moll, was jene im feierlichen Dur geschildert. Und so Beide im gemeinsamen Verständniß zu einander gezogen, gaben sie sich auch Eine hin an die Andere — vertauschten, mehr unwillkürlich als überlegt, das fremde Sie mit dem traulichen Du und nannten sich Freundinnen.

Da kam auch schon die Prüfung dieses Bündnisses, seiner Festigkeit und Dauer. Constanze fühlte die Wahrheit, den tiefsten Schmerz bei jener Unterredung mit ihren Gatten — sie liebte diese Kamilla — wie sie nun eben lieben konnte. Aber nachdem sie vergeblich mit allen Redekünsten, selbst mit denen der Lüge versucht hatte, den Willen des Regierungsrathes zu ändern — ergab sie sich, wenn auch mit blutendem Herzen, darein ihn aus-

zuführen. Sie dachte nur über das Wie? nach. Ohne den Muth der Aufrichtigkeit zu haben, alles Besprochene und Vorgefallene der Freundin mitzutheilen, hatte sie noch weniger die Absicht sie zu kränken und zu verletzen, indem sie sich ohne irgend eine Erklärung von ihr zurückzog. Auch nicht in den Augen ihrer Bekannten, der Welt wollte Kamilla sich dadurch einem Verdacht einer Mißachtung, einer Kränkung aussetzen. Eher als das konnte alles Andere geschehen. Zugleich war sie selbst durch die Winke des Regierungsraths und des Ministers ängstlich besorgt um Kamilla's Schicksal und den eigenen Ruf. Alles was zu irgend einem Eclat führen konnte, schien ihr entsetzlich. Sie wollte diesen so gut sich selbst als Kamilla ersparen. Mit einer bloßen Warnung, wußte sie, richtete sie bei dieser stolzen Seele nichts aus, die, wie es schien, gewohnt war, auch das Aeußerste immer ruhig zu erwarten. Und doch erschien es ihr als das einzige Mittel, Kamilla ohne Aufsehen aus ihrem Kreise zu entfernen, wenn sie die ganze Stadt verließe. Zugleich von aufrichtiger Theilnahme getrieben, spähete die Regierungsräthin unter den Papieren ihres Mannes, ob sie vielleicht noch irgend ein Schreiben fände, das die Zackony als gefährlich bezeichnete, oder irgend einen Aufschluß enthielt über das was ihr bevorstände. Dies Suchen war vergeblich, sie fand Nichts — endlich aber eine

Notiz, die Herrn von Sömmering als einen geheimen Revolutionsagenten bezeichnete, der im Verdacht sei, sich einen falschen Namen gegeben zu haben und gegen den mit Nächstem eingeschritten werden müsse. Herr von Sömmering lebte auch in den aristokratischen Zirkeln. Im Hause des Regierungsrathes selbst wurde er zwar nicht gesehen, aber Constanze kannte ihn aus andern Gesellschaften — bei Manchen galt er für einen stillen, aber begünstigten Anbeter der Zackony. Constanze wußte, daß diese Beiden befreundet waren — jetzt errieth sie plötzlich ein politisches Einverständniß, das vielleicht Beiden Gefahr bringen konnte. Sie fühlte wohl, daß sie nicht das Recht hatte, die Amtsgeschäfte ihres Gatten auszuplaudern, oder zu offenbaren was sie heimlich spähend entdeckt — allein sie konnte doch Kamilla warnen — Befürchtungen für ihr Schicksal und die innigste Theilnahme daran drängten sie zu diesem Schritte — und sie überredete sich selbst, nur allein diesen Gefühlen zu folgen, wo doch zunächst nur der eigene Vortheil, die Sehnsucht nach eigener Ruhe sie getrieben. So zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen theilnehmender Hingabe und kalter Berechnung schwankend, überredete sie sich selbst aus Schonung und Pflichtgefühl nur so handeln zu können. Sie gefiel sich in dem Wahne Opfer zu bringen und selbst vielleicht als Opfer zu fallen. Das Glück,

in Kamilla's Nähe zu sein, wollte sie ihrem Gatten opfern, aber zugleich dabei noch der Freundin einen Dienst erweisen, gleichsam um damit das Unrechthandeln an ihr zu sühnen.

V.

Leicester: „Ich sah Euch zweierlei Gesichter zeigen
An diesem Hofe — Eins darunter ist
Nothwendig falsch; doch welches ist das wahre?"
Schiller.

Ein kleines Zimmer, modisch aber einfach möblirt. Schon der flüchtigste Blick hinein genügt es als die Chambre garnie eines Herrn in der Residenz erkennen zu lassen. Ordnung und Unordnung streiten darin mit einander; Einiges zeigt sich pedantisch aufgeräumt, indeß Anderes im wüsten Durcheinander liegt. Sehr wenig Möbel im Zimmer; das Nothdürftigste nur. Ein Sopha, davor ein runder Tisch, einige Stühle, ein sorgfältig verschlossener Sekretär, ein Spiegel mit Pfeilertischchen, an der grau tapezirten Wand ein paar Lithographien in Goldrahmen — weibliche Schönheiten von zweifelhafter Sittsamkeit.

Auf dem Sopha ein Mann in mittleren Jahren. Seine Gesichtsfarbe ist gelblich. Sein Haar dünn und rabenschwarz — die stechenden Augen glänzen ebenso dunkel. Eine große Adlernase steht imponirend aus dem hagern, eingefallenen, bleichen Gesicht hervor. Die abgemagerten langen Glieder umhüllt ein weiter türkischer Schlafrock. Er wühlt in Papieren, die aufgehäuft vor ihm auf dem runden Tische liegen. Eine einfache Messinglampe leuchtet ihm bei dieser Arbeit und läßt das übrige Zimmer im Halbdunkel.

Zwei Briefe, die vor ihm lagen, verglich er lächelnd miteinander. Der eine lautete:

„An Herrn Alexander Lassinsky.

„Anbei erhalten Sie hundert Thaler für Ihre — für unsere unglücklichen Brüder in England. Wir Unterdrückten sind alle ein Brudervolk geworden und wissen Nichts mehr von nationalen Schranken. Sagen Sie das Denen, die im Exil mit Mangel und Elend kämpfen — damit auch sie nicht verzweifeln.

Die *schen Demokraten."

Das andere Schreiben war adressirt: „An Herrn Baron von Sömmering", sogar das veraltete „Hoch- und Wohlgeboren" war gewissenhaft beibehalten. Darin hieß es:

„Endlich ist es gelungen auch jenen aufklärungstolzen Verein der Freimaurer in den Augen der Regierung zu verdächtigen. Ihr kühner und origineller Artikel in unserer Zeitung hat Wunder gewirkt. Man spricht bereits von energischen Maaßregeln, welche gegen den Verein ergriffen werden sollen. Wir schätzen uns glücklich in Ihnen einen so geistvollen und eifrigen Mitarbeiter gewonnen zu haben. Erfreuen Sie uns recht bald mit mehren derartigen Artikeln — beweisen Sie weiter, was sie erst vorsichtig angeregt. Wir sind bereit Alles zu vertreten, was Sie schreiben werden, und Ihre Anonymität zu wahren. Ihrem Wunsche gemäß senden wir Ihnen das Honorar von zwanzig Thalern und werden Ihnen fortgesetzt monatlich so viel senden, wenn Sie fortfahren mit Ihren Correspondenzen uns zu erfreuen und Ihre Kräfte unserm Blatte zu widmen.

Ew. Hoch- und Wohlgeboren ergebenste Diener
Die Redakteure der Neuen *Zeitung.

Der Leser, der zugleich der Empfänger dieser beiden Briefe war, lächelte triumphirend:

„Hier die opferfreudigen Demokraten, die im eigenen Elend doch noch an das der Verbannten denken, die Jedem vertrauen, der ihnen ein paar Zeilen von einer ihrer bekannten Größen bringt — und da die hochmüthigen

Krautjunker, die sich glücklich schätzen, wenn sie nur einmal Einen in ihrer Mitte entdecken, der ordentlich schreiben gelernt und mit den gewandten Gegnern eine literarische Lanze brechen kann. Baron sein und doch einen guten Journalartikel schreiben — das ist mehr als was sie verlangen können — o sie bezahlen gern, wenn sie sich nur nicht selbst die Köpfe zu zerbrechen brauchen, eine neue Idee zu finden, die ihren alten Marotten Vorschub leistet. Ihre Journale leben ja doch meist von den bezahlten Skribenten, armen literarischen Proletariern, die nur um dieses Verdienstes willen in das feindliche Lager gelaufen —"

Dies Selbstgespräch ward durch ein leises Klopfen unterbrochen. Er schob schnell die Briefe unter eine Mappe, die auf dem Tische lag, und da er sie durch dieselbe versteckt sah, rief er: „Herein!"

Ein Dienstmädchen trat zögernd, vorsichtig ein, sah sich nach allen Seiten um und überreichte ihm ein Billet. Er öffnete es schnell und las für sich:

„Es ist durchaus nöthig, daß ich Sie heut' Abend noch spreche. Kommen Sie so bald wie möglich zu mir. Bis um neun Uhr werde ich Sie erwarten. Hoffentlich treffen Sie diese Zeilen noch zeitig genug, und lassen Sie mir sagen, wenn Sie kommen können."

Die Unterschrift fehlte — aber der Empfänger kannte die zierliche Handschrift der Schreiberin — „Von Fräulein Kamilla Zackony?“ sagte er zu dem Dienstmädchen.

Vorsichtig leise bejahte diese die Frage.

„Sagen Sie, in einer halben Stunde würde ich zu ihrem Dienste sein.“

Das Mädchen ging.

„Was kann sie wollen?“ fragte sich Sömmering unruhig im Zimmer auf und nieder gehend; sie wird doch keinen Verdacht geschöpft haben? Seltsam! von all' diesen verschiedenen Personen, mit welchen ich hier in so verschiedenen Verkehr gekommen bin, möcht' ich nur vor ihr nicht ohne Rechtfertigung stehen.“ Er warf den Schlafrock ab und machte seine einfache, aber sorgfältig gewählte Toilette vor dem Spiegel. Unwillkürlich lächelte er und dachte dabei: „Wie haben sich die Zeiten geändert! Die stolzeste weibliche Schönheit bestellt mich zu sich durch ein eigenhändiges Billet in ihr einsames Boudoir, und mir darf nicht einmal im Traume einfallen, das sei eine zärtliche Gunstbezeugung oder lasse mich eine solche erwarten. Ich gehe zu ihr, der Politiker zu der Politikerin, nicht der erregbare Mann zu dem schönen Mädchen — und doch! was macht sie denn so kühn, sich zu erlauben, was andere Frauen ungestraft nicht wagen dürften? — Und wenn nun einmal doch —?“ — er hielt nachdenklich inne und

sagte dann zufrieden und mit triumphirendem Lächeln zu sich selbst: „Nein, nein, dazu ist es noch zu früh! Wenn sie mir nur im geringsten mißtrauete, würde sie mir dies Billet nicht geschrieben haben — ist es auch nicht unterschrieben — sie ist immer vorsichtig! — so ist es doch ihre Handschrift — im Nothfall ist sie in meiner Hand — ich kann sie kompromittiren, je nachdem es die Umstände erheischen sollten, die Demokratin oder das Mädchen — — aber nein, daran will ich nicht denken — an ihr will ich kein Unrecht thun — in ihrer Achtung will ich mich erhalten, bis — — pah! die Edelsten sind am leichtesten zu täuschen!“

Während dieses mehr gedachten als lautgesprochenen Selbstgespräches war Sömmering mit seiner Toilette fertig geworden. Er ordnete das Haar noch sorgfältig um die gefurchte Stirn, drückte dann einen Klapphut darauf und verließ mit leisen Tritten Zimmer und Haus.

Es schlug eben acht Uhr, als er vor dem Hause ankam, das von der englischen Familie Davison bewohnt war und in dessen zweiter Etage Kamilla Jackony ihre Zimmer hatte. Das Haus lag in der Vorstadt, mitten in einem Blumengarten, an einer mit Bäumen bepflanzten Promenade. Zwei rothe Laternen brannten an dem Eingange, der durch ein durchbrochen gearbeitetes Thor meist geschlossen war. Der messingene Griff einer Klingel

blitzte zur Rechten. Aber Sömmering klinkte jetzt am Schlosse der Thüre ehe er klingelte — es war heute wirklich nicht verschlossen. Er trat in den Garten. Eine milde laue Luft wehete den ganzen Abend und ließ ihn vergessen, daß der Sommer schon ganz dicht an der Grenze des Herbstes stand. Monatsrosen und Heliotropen dufteten stärker als am Tage und in den Georginenrabatten leuchteten die hell erblüheten Blumen, zumeist die weißen und die gelben gleich glänzenden Bällen oder widerstrahlenden Monden durch das Abenddunkel. Oben in Kamilla's Fenstern war Licht. Zwei Flügel standen davon offen; die dünnen weißen Vorhänge wogten leise von den Strömungen der hereinziehenden Luft.

Sömmering trat in das Haus. Flur und Treppen waren erleuchtet. Sich nach allen Seiten vorsichtig beinah ein wenig neugierig umsehend, eilte er die Stufen hinan und stand vor Kamilla's Zimmer. Er klopfte leise. Sie öffnete selbst.

Eintretend sagte er: „Da bin ich zu Ihrem Befehl. Ihr Billet hat mich beinahe erschreckt — um Ihret=, nicht um meinetwillen. — Bedürfen Sie meiner Dienste?"

„Ich bin Ihnen eine schnelle Erklärung schuldig," entgegnete Kamilla, indem sie sich auf der Mitte ihres Sopha's niederließ und auf einen Stuhl daneben deutete. Der Eingetretene nahm Platz, und die Sprecherin scharf

beobachtend, folgte er gespannt ihren Worten. Sie fuhr fort: „Sie wissen, wie auch ich gleich uns allen zu einer Unthätigkeit für die Sache, der ich so gern mein ganzes Leben geweiht hätte, verdammt bin — und wie ich doch es vorzog nach Deutschland zurückzukehren, weil, wenn auch wenig für unser Ideal, doch viel für die Einzelnen sich thun läßt, die durch ihr Streben unglücklich geworden sind und Andere mit sich in's Elend gerissen haben. So Viele waren verbannt, Andere wenigstens verdächtigt — nicht freiwillig wollt' ich mich dazu verdammen; nicht ohne Noth aus dem Lande weichen, in dem ich doch vielleicht, wenn auch nicht Großes, doch hier und da etwas Gutes thun konnte. — —"

„O ich weiß am besten, wie viel das ist!" unterbrach sie Sömmering begeistert und mit einem Ausdruck von Dankbarkeit in Stimme und Miene, der zum Herzen sprach: „Sie haben sich der Bedrängten, Verfolgten angenommen! — auch ich durfte wagen mich Ihnen zu entdecken, durfte an Ihnen eine Bundesgenossin finden, Ihres Rathes, Ihres Schutzes gewiß sein. —"

Kamilla lächelte: „Wie sehr verkennen Sie meinen Einfluß, meine Stellung. Freilich! Die Gräfin war geduldet — beinah gehätschelt in diesen aristokratischen Kreisen — aber es scheint, damit ist es vorbei. Ich erfuhr das heute. Aber nicht davon allein wollte ich Sie

benachrichtigen. Es war bequem für mich in diesen Cirkeln zu leben — aber es liegt nicht gerade viel daran, wenn sie mich ausschließen, wenn die Behörde vielleicht mich ausweisen sollte — habe ich bisher zu Denen gehört, die zuweilen Etwas für unglückliche Gesinnungsgenossen thun konnten, weil man nicht wußte, daß ich es war — so steh' ich eben so gern auch in den Reihen Derer, die weniger thatsächlich als moralisch wirken können — es ist auch Etwas, unsere aristokratischen Gegner zu schrecken oder mindestens zu ärgern, wenn eine Grafenkrone mehr mit im feindlichen Heerlager schimmert — als Partei hat die Demokratie jetzt Nichts weiter zu thun als fortzuexistiren, und wär' es nur gespensterhaft, als ihr eigener bleicher Schatten — es ist genug, daß die Gegner ihres Siege nicht froh werden können, und ich bin gern bereit diesen Eindruck mit verstärken zu helfen. Ich halte Ihnen diese lange Vorrede, damit Sie nicht glauben, ich sei um meinetwillen besorgt oder erschreckt — ich ahnte längst, daß es einmal so kommen würde. Diesen Nachmittag erhielt ich darüber Gewißheit — aber außer dieser einen noch die schlimmere, daß man die Maske durchschaut, unter der Sie sich hier befinden — man weiß, daß Sie kein Baron von Sömmering sind. —"

„Wer weiß das?" unterbrach sie der Angeredete gespannt, aber nicht erschreckt.

„Die Behörde, die Regierung," antwortete Kamilla: „wem meine Warnungsstimme angehörte, darf ich nicht verrathen — aber sie war unverdächtig und sicher, kam noch aus jenen Kreisen, in denen wir Beide uns bis jetzt öfter, vielleicht zu oft begegnet. Vielleicht wäre es besser gewesen, uns in ihnen nicht näher zu kennen, als solche Begegnung eben mit sich brachte. Doch über das Vergangene, das nicht mehr zu ändern ist, lohnt es nicht zu sprechen! Höchstens, daß man daran für die Zukunft lernt, was nun zu meiden oder zu thun ist. Bloßes Bereuen ist feig, unnütz und thöricht, wenn wir dadurch nicht zu fruchtbringenden Resultaten gelangen. — Noch weiß ich nicht, ob man Ihren wahren Namen errathen, oder erfahren; ob Sie wirklich entdeckt oder nur verdächtigt sind — aber jedenfalls beargwöhnt man uns Beide — wie es scheint mich mehr als Sie — Eins von uns Beiden muß hier bleiben, weil es sonst unmöglich ist, dem Unglücklichen, den man uns für die nächste Zeit angekündigt hat, still und sicher weiter zu helfen — wollen Sie gehen?"

„Ich bleibe!" antwortete der Gefragte mit edler Festigkeit.

„Sie bleiben und setzen sich der Gefahr aus—?"

Jener unterbrach sie: „Bleibe und setze mich, wenn es sein muß, der Gefahr aus als Baron von Sömmering verhaftet und —"

„Als Alexander Lassinsky ausgeliefert zu werden?" ergänzte sie erschrocken.

„Meine Identität wird schwer zu beweisen sein," sagte er ruhig. —

Solche Ruhe imponirte Kamilla, sie erweckte Vertrauen in ihr, ein Gefühl von Hochachtung und Theilnahme, wie sie es selten empfand: „Aber unser Schützling?" fragte sie bedenklich. —

„Er war doch zuerst an den alten Morbeck empfohlen und wird seinen ersten Gang in dieser Stadt zu ihm thun — so lange wir unverdächtig waren, eigneten wir uns dazu, ihm persönlich weiter zu helfen — Ihnen aber möchte es schwer werden, dies jetzt noch zu vermögen, so beobachtet wie sie sind. Sie würden nicht nur sich, sondern zumeist ihm selbst dadurch schaden. Sie müßten dies aufgeben, auch wenn Sie hier wären, denn die früheren Voraussetzungen, unter denen man sich an Sie wandte, sind nun vernichtet und widerlegt."

„Allerdings," entgegnete Kamilla, „nannte man mich entdeckt und Sie nur beargwöhnt, man deutete mir an, daß es gut für uns Beide sein würde, wenn wir uns für einige Zeit von einander entfernten — wie es scheint, bin ich der gravirteste Theil. —"

„Ich glaube selbst, daß es in den Augen der Leute so ist," bemerkte der Mann mit dem doppelten Namen,

„den Antheil, den ich an jener Hilfe für den armen Ungar genommen, kann ich leicht von mir abweisen, indeß es Ihnen schwerer gelingen würde — und selbst ein unerwartetes Verhör von uns Beiden über einander könnte uns wohl einige Verlegenheit bereiten. Wenn es ohne Aufsehen geschehen kann, so bitte ich Sie selbst: verreisen Sie auf einige Zeit und überlassen Sie es indeß mir selbst, mich wieder als Baron von Sömmering zu rehabilitiren. Es wird mir schon gelingen."

Noch einiges Hin- und Widerreden, — endlich gab Kamilla den Bitten und Drängen des Barons nach: „Ich werde auf einige Zeit verschwinden," sagte sie, „aber Sie werden mich von dem Stande unserer Angelegenheiten auf sicherem Wege unterrichten — und wenn meine Gegenwart nöthig und erwünscht sein sollte, werden Sie mir einen Wink geben, der mich herbeiruft — ich reise in das Gebirge, an die Grenze meiner Heimath. Eine liebe Jugendfreundin lebt mir dort auf Schloß Hohenburg, da will ich den fliehenden Sommer genießen, mich erholen von der Langenweile dieser Cirkel, mich stärken und wieder kräftigen für eine Zeit, in der ich wirklich thun kann, was man jetzt nur vermuthet."

„Und Ihre Adresse? — Werde ich Ihnen schreiben dürfen? Wäre es möglich, Sie selbst in Hohenburg aufzusuchen?" fragte Alexander — (diesen Namen führte er

gleich zu jenen verschiedenen Geschlechtsnamen). — „Die Adresse werde ich Ihnen aufschreiben. Die andere Frage weiß ich nicht eher zu beantworten, bis ich mir die dortigen Verhältnisse, die Personen, ihre Ansichten und Beziehungen erst mit eigenen Augen betrachtet — Sie wissen ja, wie in den letzten Jahren die Zeit mit verzehnfachtem Maßstabe geändert — vielleicht ist die Hohenburg zur zweiten Ebernburg geworden: eine Herberge der Gerechtigkeit und der Gerechten — vielleicht aber ist sie auch ein alter Horst, in dem beutegierige Raubvögel nisten. —“

„Und darf hier bekannt werden, wohin Sie gehen?“

„Ja, denn Niemand wird es auffällig finden, wenn ich, wie man es überall ansehen mag, die schnelle Einladung einer Freundin auch schnell annehme, auf das Land gehe und eine Reise mache, so lange die Jahreszeit noch so lockend ist. Auch Davisons werde ich noch heute von der Sache auf diese Weise in Kenntniß setzen.“

„Sie vertrauen diesen Davisons niemals ganz?“

„Ja und nein. Sie sind Engländer, ganze Engländer — das ist Grund genug Vertrauen zu ihnen zu fassen und doch nicht Alles ihnen anzuvertrauen. Indem sie unsere Zustände mit gewohntem Großblick überschauen, zwingt sie der Vergleich mit ihrem England zu einem verächtlichen Lächeln über Deutschland — und sie stehen sofort auf der Seite Derer, welche auch unzufrieden mit

diesen vaterländischen deutschen Zuständen sind — aber das Handanlegen dabei ist ihre Sache nicht. Sie denken nur an ihre großartige englische Revolution, ihre Magnacharta, und dagegen erscheinen ihnen wieder selbst unsere Bestrebungen von 1848 und 1849 pygmäenhaft, kleinlich und unwürdig. Es ist vergeblich, ihnen sagen zu wollen, daß niemals an verschiedene Zeiten und verschiedene Völker ein gleicher Maßstab gelegt werden kann, daß in jeder Zeit bei jedem Volke aus ihm selbst heraus entschieden werden muß — England und nur England ist ihre Losung — sie lächeln verächtlich über unsere Reaktionäre — aber man darf sich nicht täuschen — sie lächeln eben so verächtlich über unsere Demokraten. Wenn sie dennoch hier und da Etwas für uns thun, so geschieht das aus dem Kitzel der nationalen Eitelkeit, als Engländer ungescheut und ungestraft thun zu können, wofür wir Deutschen schwer genug büßen müßten. Diese Engländer sind immer sehr zweifelhafte Bundesgenossen — nur darin sind sie gut, daß man weiß, sie werden niemals Bundesgenossen der Reaktionäre sein."

„Aber wäre es nicht doch besser Ihren Aufenthalt zu verschweigen? Wenn Sie wirklich verfolgt würden —?"

„Ich habe dies bereits nach allen Seiten hin überlegt — Kraft und Gelegenheit war bei mir leider immer so gering, daß ich nichts Ernstliches für mich zu befürchten hätte, selbst wenn man Alles erfahren könnte. Aber gesetzt auch, man wollte mich gefänglich einziehen — so ist mir doch der Steckbrief erspart, wenn man weiß, wo ich bin. Und ich bin keine Angehörige, oder wie ich sagen sollte, Unterthanin dieses Landes, man wird mich nicht verfolgen und braucht mich nicht einmal auszuweisen, wenn ich dem durch freiwillige Entfernung zuvorgekommen, ja, ich lasse mir durch diese sogar den Weg zur Rückkehr offen. Denn meiner Angehörigen und anderer Rücksichten wegen möcht' ich allerdings, so lange es ohne Verletzung einer höhern Pflicht geschehen kann, jeden öffentlichen Eclat vermeiden. Sie lassen mich dort wissen, wie es hier weiter steht und wenn mir Etwas drohen sollte. Zugleich aber hoffe ich, man giebt es ganz auf, mich für gefährlich zu halten, so bald ich hier freiwillig das Feld geräumt. Man sieht sich getäuscht und täuscht sich nun wieder selbst in anderer Weise."

„Und wann werden Sie reisen?"

„Morgen früh mit dem ersten Dampfzug."

„So werd' ich Sie nicht wiedersehen?" fragte er

mit beklommener Stimme und einem schlecht unterdrückten Seufzer.

„Wie wäre dies möglich?“ antwortete sie ruhig, „aber lassen wir ein langes Abschiednehmen — es kommt jetzt nicht darauf an, wie sich die einzelnen Individuen finden und trennen, sondern was die Gesinnung einigt, und das unsichtbare, gemeinsame Bruderband, das uns Alle umschlingt. — Wollen Sie jetzt muthig ausharren und warten, so treiben Sie doch Ihre Großmuth nicht auf die Spitze, bleiben Sie auch nicht, wenn Ihnen wirklich die Gefahr der Entdeckung droht.“

„Ich will mein Möglichstes zu thun suchen,“ versetzte er lächelnd, aber lassen Sie mir die Hoffnung des Wiedersehens!“

Er ergriff ihre Hand und drückte sie stürmisch an seine Lippen.

Sie sah ihn mit festen Blicken, wenn auch fast erschrocken über seine Aufregung, doch mit Milde an — sprach noch ein tröstendes Abschiedswort vom möglich baldigen Wiedersehen und hieß ihn den Abschied verkürzen.

Er ging. In einer viel heftigeren Erregung, als man nach dieser ruhig geführten Unterredung hätte glauben sollen, eilte er die Treppe hinab. Er begegnete zwei Herren, an denen er achtlos vorüberschritt.

Auf der Straße, in der sternenhellen Augustnacht sagte er beinahe zornig zu sich selbst: „Warum kann ich nicht wenigstens i h r gegenüber wirklich sein was ich scheine?“

VI.

„Drei Eichen! holde Schatten! Waldesgruß!
Bestäubter Felder Pfade sind verlassen,
Auf weiches Moos, auf Blumen tritt der Fuß,
Behindert schier von duft'gen Kräutermassen;
Dem Laubgewirr entflattern kühle Lüfte
Und rauschen hin durch's ferne Felsgeklüfte.

Gustav Pfarrius.

Ein stiller, sommerlicher Sommernachmittag. Es war als feierte die ganze Natur, auch der Wald ihn mit. Hoch oben in den höchsten Wipfeln der Bäume spielte der Wind auf Blättern und Zweigen, wie auf hallenden Tasten und Saiten, daß es hinunterschallte, ein feierliches Orgelspiel. Wie das Echo der läutenden Kirchenglocken summten es unten schwirrende Käfer nach, die bald enge, bald weite Kreise ziehend ruhelos hin und wiederflogen. Blaue Blumen, auf zarten Stengeln sich wiegend, klangen's unten noch einmal nach und auch das zarte Moos ringelte

leise sein Härchen zusammen und sprach dazu sein feierliches Amen.

Theobald hatte an solchem Sonntag einmal die Bewohner der Försterei überredet gehabt, einen Spaziergang in den Wald zu machen. Man war ihm gefolgt, obwohl Alle ein wenig darüber lächelten, daß er, der Einzige von Allen ein Fremdling in dieser Gegend, sich ein Führeramt anmaßte, das eher jedem Andern zuzukommen schien, als ihm. Er hatte von einem schönen Punkt auf der Spitze des Berges gesprochen, wo schwellende Moosbänke zur Ruhe lüden, und wo man nicht müde würde, die weit sich ausdehnende Landschaft zu betrachten. Niemand wußte etwas von einem solchen Platz — es hieß, er existire nur in Theobalds poetischen Träumen, oder er habe Maulwurfshügel oder irgend welche zufällige Erhöhungen für bequeme Moosbänke angesehen — da er aber bei seiner Behauptung blieb, gab man endlich seinem Wunsche nach, einen Spaziergang dahin zu machen. Der Förster, die Försterin, Margarethe und die beiden Waldwärter unter Theobalds Führung. Auch die kleine Theresia Zack, die nun schon ganz heimisch hier geworden war — wie Kinder so schnell sich eingewohnen — nahm Gretchen mit.

Der Waldpfad, den Theobald einschlug, war Allen wohl bekannt, aber weiter den Berg hinauf verließ er

denselben und betrat einen kaum sichtbaren schmäleren Weg, der durch Haidegestrüpp und spitzes Gestein linkwärts emporführte. Hier war wirklich noch Niemand gegangen — und droben ein freier Platz, Moosbänke darauf mit grünen Tannenreisern umsteckt, in der Mitte ein Tisch — eine aus Steinen zusammengefügte Säule, eine Granitplatte darauf — ringsum die wundervollste Aussicht auf die Höhenzüge jenseit der Grenze, schmucke Städtchen und friedliche Dörfer zu den Füßen des Waldes ausgebreitet, den man hier nach allen Richtungen übersah. Diese Gegend, die Aussicht, den Standpunkt auf dem Hügel kannte man wohl — aber sonst war kein Sitz hier zu traulicher Rast einzuladen, die Stelle nicht so sorgfältig planirt und bezeichnet, die Bäume nur, die jetzt ein anmuthiges Ganze vervollständigen halfen, hatten vereinzelt dagestanden. Der Förster blieb starr vor Staunen, die Försterin ruhete sich behaglich aus und Margaretha sagte jubelnd und ihrer Sache gewiß:

„Das ist doch nur Theobald gewesen, der Berge versetzen und Alles umstürzen kann, wie es ihm einfällt." Dann erschrak sie, als habe sie etwas Ungehöriges gesagt, setzte das Kind auf den Tisch und sagte darauf deutend: „Und aufbauen kann er auch, daß es feststeht und hält und ein junges Geschlecht trägt, das nach uns kommt. Theobald hast Du denn das ganz allein fertig

gebracht? Denn leugnen darfst Du nicht, daß Du dies reizende Plätzchen aus einem Chaos geschaffen."

„Ein armer Knabe hat mir geholfen" — antwortete Theobald unbefangen und hing mit glücklichen Blicken an dem frohen Ausdruck von Margarethens Antlitz. —

„Also wirklich?" sagte der Oberförster bedächtig, „ich hätte Dir so viel Mühe und Arbeit nicht zugetraut." —

Aber die Oberförsterin klopfte ihm mütterlich auf die Schulter und sagte mit Herzlichkeit: „Wenn Du nur etwas verschönern und Einem eine Freude machen kannst! Nun werde ich gewiß öfter in den Wald kommen, als zuvor. Denn nur immer so ohne Zweck und Ziel sich müde zu laufen, ist meine Sache nicht. Von einer Bank oder einem Plätzchen zum Sitzen war bisher nirgend die Rede. Nun werd' ich's oft benutzen und Dich jedesmal dafür loben."

„Du hast Deine Sache wirklich gut gemacht!" sagte der Oberförster beifällig, „man muß es Dir lassen. Mein Lieblingspunkt war das längst hier oben — aber es ist mir nie eingefallen, daß er so bequem hergerichtet werden könnte. Schade, daß wir Nichts zu essen mithaben — man könnte hier sein Abendbrod verzehren."

„O das können wir bald herbeiholen!" rief Gretchen „Ich gehe gern den Weg noch einmal. Alles ist schon

zurechtgemacht, damit wir es heimkehrend fänden. Ich brauch' es nur zu holen — Theobald vollendet sein Werk — er geht mit und hilft mir tragen." —

Er war gleich dazu bereit, und die Eltern waren's zufrieden, da Margaretha sich einmal nicht wollte halten lassen.

„Aber nimm dann die Theresia mit," ordnete die Mutter an, „und laß sie drinnen bei der Karoline; sie wird sonst unruhig und verdirbt uns den Abendgenuß, oder wir ängsten üns selbst oder beeilen uns ihretwegen, wenn es kühl wird."

Margaretha nahm gehorsam die Kleine auf den Arm, die kerzengerade darauf saß und nach allen Seiten hin munter und lustig sich umguckte — Theobald wollte Gretchen die Kleine abnehmen, aber sie litt es nicht, er mußte die Last ihr lassen, die in der That nicht so leicht war wie sie aussah.

So gingen sie, heiter plaudernd, neben einander durch den Wald. Sabbathstille um sie her. Kein Schuß, keine fällende Axt ließ sich hören, nur einzelne Vögel, die sich gegenseitig riefen, lockten und Antwort gaben. Zuweilen das Gesumme schwärmender Waldbienen oder langbeiniger Mücken, die ihre Stacheln drohend ausstreckten. Hier und da das Geräusch eines fallenden Tannenzapfens, den ein Eichhörnchen muthwillig herabwarf,

mit klugen Augen dem fallenden nachsehend und dann behend mit jenem eigenthümlichen Ton, der halb wie Kichern, halb wie Ausdruck von Zorn und Aerger klingt, zum höchsten Wipfel hinaufkletternd. Sonst Alles still, halb träumend, halb feiernd.

Plötzlich sahen die Beiden eine Dame aus dem Gesträuch treten und auf sie zu kommen.

„Eine elegante Dame — hier in dieser pfadlosen Waldeseinsamkeit!“ sagte Gretchen verwundert zu Theobald, auf die unerwartete Erscheinung deutend.

Dieser aber starrte sie überrascht an und bemerkte: „Eine Waldnymphe! wärest Du nicht an meiner Seite, und gewahrtest dies herrliche Wesen auch — ich würde meinen, ich träumte.“

Es war in der That eine herrliche Erscheinung! Eine hohe schlanke Gestalt in meergrünen, schmiegsamen Wollenstoff gekleidet, dessen fast durchsichtiges Gewebe über schimmernd weißem Unterkleide sie nebelhaft umfloß. Das stolz getragene Haupt erschien durch golden glänzende Haarflechten wie mit einer strahlenden Krone gekrönt — das edelgeformte Antlitz von einem zarten Rosenschein übergossen, als spiegle sich darin das Abendroth der untergehenden Sonne — glüheten doch die blauen Augen darin selbst wie zwei leuchtende Sonnen! — Mit raschen Schritten, wie eine Herrscherin, trat sie den

Beiden entgegen und fragte, doch mit ihrem holdesten Gruß und herzgewinnender Stimme an Margarethe sich wendend:

„Sie sind gewiß aus dieser Gegend und können uns zurechtweisen — wir haben uns im Walde verirrt, und wissen nicht einmal wo wir sind. Können Sie uns auf den rechten Pfad zeigen? Wir sind von Schloß Hohenburg gekommen und wissen uns nicht dahin zurückzufinden."

„Auf die Hohenburg wollen Sie heute noch zurück?" rief Gretchen verwundert, „das liegt ja jenseit der Grenze und ein paar Stunden weit, vor Einbruch der Nacht vermöchten Sie's nimmer zu erreichen."

Die Dame schien ein wenig entmuthigt von dieser Mittheilung, sie wandte sich zurück und sagte: „Meine Begleiterin, die ich einige Schritte von hier im Moose ruhend zurückließ, wird dies mit Schrecken hören, obwohl sie es schon ahnete — ich fürchte, sie wird nicht im Stande sein, heute noch einen weiten Weg zu Fuß zu machen."

„Sie sind also im Walde irre gegangen?" fragte Margarethe theilnehmend. „Wo wollten Sie denn hin, oder wo dachten Sie, daß Sie wären?"

„Wir gingen ohne Ziel und Zweck," erwiderte die Gefragte, „nur in der Absicht, einmal einen weiten

Spaziergang zu machen. Von dem einen Pfade, den wir einschlugen, glaubten wir, er müsse wieder zurück nach dem Schlosse Hohenburg führen — aber es scheint, wir haben uns getäuscht."

„Gewiß!" entgegnete Margarethe, „hier ist unsere Försterei ganz nahe und von da aus rechnen wir den Fußweg nach der Hohenburg durch den Wald drei gute Stunden, zu fahren aber ist's noch weiter, weil der Fahrweg um den Berg im Bogen gebaut ist. Wollen Sie nicht zuvor in unserer Försterei ein wenig ausruhen und sich stärken, ehe sie den weiten Rückweg antreten?"

„Sie sind sehr freundlich," antwortete die Dame, „und ich glaube, meine erschöpfte Begleiterin wird Ihren gütigen Vorschlag dankend annehmen. Eine Försterei ist also ganz in der Nähe? — und da habe ich wohl gleich die ganze Försterfamilie vor mir?

Margarethe erröthete über und über und hätte beinahe das Kind fallen lassen, während Theobald ein spöttisches Lächeln nicht ganz von seinen Lippen verbannen konnte. Er war bisher stumm gefolgt — jetzt aber eilte er Gretchens Verlegenheit zu Hilfe zu kommen und sagte, auf sie deutend: „Nur die Tochter des Hauses, Fräulein Margarethe Häuenstein." —

Die Reihe zu erröthen und in Verlegenheit zu kommen, war jetzt an der Fremden — zum Glück für sie

kam in diesem Augenblick die erwähnte Begleiterin auf sie zu.

Eine kleine, niedliche Gestalt, die rechte Schulter ein wenig höher wie die linke, aber sonst nicht verwachsen. Während jene in Jugend und Schönheit prangte, diese stiefmütterlich von der Natur bedacht, Spuren nahenden Alters tragend, vielleicht ohne jemals Freude und Glück der Jugend genossen zu haben. Und doch ist kein bitterer Zug, keine vorwurfsvolle Falte auf diesem, nur das friedliche Lächeln frommer Resignation. Dies Lächeln war wie ein verklärender Schimmer über ein an sich unbedeutendes mageres, scharf markirtes Gesicht gebreitet, dessen hellgraue Augen ruhig und verständig in das Leben zu blicken schienen. Der Anzug der kleinen Dame war einfach und eben nicht modisch, ohne veraltet, lächerlich oder ärmlich zu erscheinen.

„Fräulein von Hohenburg!“ rief Margarethe hocherfreut, — „Sie selbst haben sich bis zu uns verirrt!“

Die Angeredete nahm das junge Mädchen freundlich bei der Hand und sagte herzlich: „Ei sieh' da, mein liebes Gretchen! Dich sendet uns der Himmel zur Führerin — mein liebes Gästchen dort hat Dir wohl schon gesagt, daß wir uns im eigenen Walde verlaufen.“ —

„Im eigenen nun wohl nicht,“ lächelte Gretchen, „wären die Landesgrenzen so gezogen, wie ich sie mir

sonst dachte: eine eiserne Kette von einem Pfahl zum andern befestigt, denn freilich hätte es Ihnen nicht geschehen können, so weit und bis zu uns herüber sich zu verirren — unsere Försterei ist nur ein kleines Stücklein von hier — Sie haben wohl die Gewogenheit bei uns einzukehren und auszuruhen?"

Fräulein Hohenburg staunte und erschrak fast ein wenig. „Aber wie ist das möglich?" rief sie, „uns trennt eine Strecke von vier Stunden, — die geht man nicht so von ungefähr!"

„O in gerader Linie ist es nicht so weit!" entgegnete Gretchen, „Sie haben dazwischen vielleicht hin und wieder im Moose ausgeruht, wie hier, dann sind sie wieder gemüthlich weiter gegangen" — sie deutete auf die Stelle, welche Hüte, Sonnenschirme nnd Tücher der Damen als deren vorige Ruhestätte bezeichneten. Theobald räumte indeß diese Sachen zusammen, da die Eigenthümerinnen sich anschickten Gretchens Einladung vor der Hand anzunehmen.

Die kleine Theresia auf Margarethens Arm — Röschen, wie diese sie nannte — streckte die Hände nach den goldenen Locken der schlanken Dame aus, welche dieser im Nacken wallten, Gretchen wollte es ihr wehren, aber die Blonde bat das Kind selbst ein wenig auf den Arm nehmen zu dürfen, das denn auch ganz gutwillig zu der

Fremden ging. Sie liebkoste es, tändelte und machte sich allerlei mit ihm zu schaffen.

„Ei Kamilla!“ lächelte die Hohenburg, „seit wann bist Du denn eine solche Kinderfreundin geworden? Das ist ja sonst nicht Deine Art!“

Ach, die Kleine ist ja gar reizend!“ antwortete Kamilla, „und Du sahst es ja, wie sie selbst nach mir langte!“ — fügte sie gleichsam sich entschuldigend hinzu und indem die sanfte Röthe ihres Gesichtes höher aufwallte. —

„Wem gehört denn das liebe Püppchen?“ fragte die Hohenburg, „mich dünkt, seit Du groß bist gab es in der Försterei keine kleineren Kinder mehr?“

„Drum hat man uns dies gegeben!“ antwortete Gretchen, „haben Sie nicht davon gehört? Vor vier Wochen war in der ganzen Gegend von nichts Anderm die Rede. Man hat es an der Mutter Geburtstag in unsern Garten gesetzt und dazu geschrieben, daß wir es um Gotteswillen behalten möchten, getauft sei es Theresia Zack — und weiter wissen wir Nichts.“

„Armes Kind! Von den Deinen verstoßen und ausgesetzt! So früh schon ward an Dir ein solches Verbrechen wider die Natur begangen!“ sagte die Hohenburg und ergriff ein Händchen des Kindes, das Kamilla noch auf den Armen trug. —

Diese selbst erglühete höher und sagte mit zitternder Stimme: „Diese ganze Gesellschaft ist wider die Natur und solche einzelne Frevel sind nur Folge anderer sanktionirter!" —

Sie gab das Kind, das ihr zu schwer zu werden anfing, wieder auf Gretchens Arme, indeß die Hohenburg, um das Gespräch nicht an eine gefährliche Klippe kommen zu lassen, die Bemerkung dazu machte:

„Kamilla Zackony kann doch nicht lange mit einem kleinen Kinde spielen — ich sagt' es gleich."

Theobald horchte hoch auf, der Name Zackony schlug wie ein Weckruf an sein Ohr, vor seinen Augen leuchtete es wie ein zündender Blitz: — Zack hieß das Kind und „Zackony" war ja der Name, den er hatte von jenen Leuten aussprechen hören, die es am Vorabend vor der Oberförsterin Geburtstag durch den Wald getragen hatten — unwillkührlich warf er vergleichende Blicke auf Theresia und Kamilla und erschrak fast, da er eine unverkennbare Aehnlichkeit zwischen Beiden gewahrte — das Kind hatte Kamilla's goldenes Haar, Kamilla's dunkelblaue Augen, nur daß sie noch dunkler und mährchenhafter im Traume der Kindheit und weniger leuchtend waren. — Wie alles Geheimnißvolle, Ungewöhnliche, hatte es für Theobald vom ersten Augenblick an einen Reiz gehabt, mehr über das Kind zu erfahren, wie man wußte, und um so mehr

als er es bedauerte, wenn vielleicht die anerkannte Gutmüthigkeit seiner Tante gemißbraucht, die hofmännische Unterwürfigkeit seines Oheims benutzt wurde, der Corruption der höheren Stände zu dienen, vielleicht gar ein Verbrechen zu verdecken oder zu begünstigen, das an das Licht gezogen zu werden verdiente. Ihm war als habe er sonst den Namen Zackony unter den hochmüthigen Feinden und Bedrückern des Volkes nennen hören — und es kitzelte ihn immer, den Hochmuth zu demüthigen, der Scheinheiligkeit die verhüllende Maske abzureißen. —

Theobald ließ seine Blicke immer prüfender auf der hohen Erscheinung Kamilla's weilen — vielleicht war sie absichtlich hierhergekommen? vielleicht war das Verirren im Walde nur eine Erfindung? — Er nahm sich vor ein aufmerksamer Beobachter zu sein. Aber er war jetzt auf einmal verstimmt, gegen Alle und Alles mißtrauisch — — diese Hohenburg nannte Gretchen Du, und sie sprachen vertraulich zusammen — er entsann sich gehört zu haben, daß ein Fräulein Hohenburg Gretchens Pathin sei, aber er wußte Nichts von ihren näheren Beziehungen. Die Hohenburg, jenseit der Grenze, hatte er selbst bei früherer Anwesenheit einmal besucht, aber damals war sie unbewohnt gewesen. Er wußte nun nicht, war es von Gretchen Absicht oder Mangel an Takt, oder gerade Beweis desselben, daß sie ihn nicht nannte und vorstellte?

Er kam sich von den Damen wie ein gewöhnlicher Jägerbursche behandelt vor und wollte sich doch auch nicht in die Unterhaltung mischen, weil er nicht wußte, ob nicht Gretchen, weil sie die Hohenburg kannte, für gut fand, dies Incognito ihm zuzutheilen? Wollte sie vielleicht den Namen „Merilla" nicht nennen, weil bei seinem Klange die Aristokratinnen schaudern konnten? Wollte sie überhaupt nicht, daß er mit ihnen sprach?

Gretchen selbst dachte an Nichts von dem Allen. Sie ärgerte sich nur ein wenig, daß Theobald so stumm hinterdrein schlenderte, nur die Sachen trug und sonst that als gehöre er gar nicht mit zur Gesellschaft. Er war nun schon so lange hier — und weil ihr seine Ankunft ein so wichtiges Ereigniß gewesen, glaubte sie, man müsse es in der ganzen Gegend wissen, daß ihr schlanker Begleiter ihr Vetter Theobald sei. Und ebenso war sie auch überzeugt, Theobald wisse, Fräulein Hohenburg sei ihre Pathe und Gönnerin — und es verstehe sich eigentlich von selbst, einer solchen ein freundlicher und unterhaltender Führer zu sein.

Die erwähnte Hohenburg gehörte einem alten Freiherrn, der als Junggeselle vor zwei Jahren in der Residenz starb und sein altes, ruinenhaft verfallenes Schloß, das zum Glück Weiberlehen war, seiner Nichte Amalie von Hohenburg vermachte, die ihn, der

jahrelang an der Gicht darniederlag, liebevoll gepflegt hatte. Schon früher hatte sie, da ihre Mutter noch lebte, mit dieser einige Sommerwochen auf der Hohenburg zugebracht — und da Herr von Hohenburg, ein leidenschaftlicher Jäger, so lange die Gicht das gestattete, mit allen Förstern der Umgegend in guter Nachbarschaft lebte, konnte es nicht fehlen, daß auch Hauenstein zu seinen Günstlingen gehörte und sich wohl erlauben konnte, bei vorkommender Gelegenheit die anwesende Fräulein Nichte zu Gevatter zu bitten. Dann war eine lange Zeit vergangen, in der Amalie nicht auf die Hohenburg kam. Fast alle ihre Jugendtage mußte sie am Krankenbette verbringen. Erst litt ihre verwittwete Mutter jahrelang, deren einziges Kind sie war. Zwar konnten sie ohne drückende Sorgen leben, waren aber nicht reich genug, daß nicht Amalie im Stillen unzählige Entbehrungen sich hätte auflegen müssen um all die Bedürfnisse und Wünsche, an denen jahrelang Kranke so reich sind, der geliebten Mutter zu befriedigen. Wie gern darbte und duldete sie, lebte nur für die Mutter — wie war dies stille Krankenzimmer ihre ganze Welt! Und welcher Schmerz dann, da diese zwei Augen sich schlossen, in denen Amalie die ganze Aufgabe ihres Lebens gelesen hatte! Wie trauerte sie, da nun kein Krankenzimmer, keine mühevolle Pflege sie mehr fesselte, die ganze Welt ihr offen stand! Diese

Diese Welt war ihr so leer und öde — sie wußte sich nicht in sie zu finden. Die einmal geopferte gleichsam verkümmerte Jugend wollte sich nicht nachholen, noch entfalten lassen! Amalie war fünfundzwanzig Jahre alt geworden am Krankenbette der Mutter — zwei Jahre nachher, in denen Verwandte und Freunde vergeblich sich bemüht hatten, sie für die Welt und ihre Freuden zu gewinnen, nahm sie den Vorschlag des alten gichtgeplagten Oheims an, zu ihm zu ziehen, ihm in seinen Leiden beizustehen und Unterhaltung zu gewähren. Nicht auf Schloß Hohenburg. Das besuchte er nur selten noch, weil es immer mehr verfiel und am Jagen die Gicht ihn hinderte. In der Residenz und zwei Sommermonate in einem Bade, dessen Heilquelle wenn nicht rettete, doch vor dem Schlimmerwerden schützte, — so verflossen viele Jahre. Seit bald zwei Jahren war nun Herr von Hohenburg todt und Amalie seine Erbin. Was Andere auch dagegen einwandten, wie sehr sie widersprechen wollten: sie zog sich in diese Einsamkeit des Schlosses Hohenburg zurück und wollte ihre Lebensaufgabe darin finden, hier unter der ländlichen Bevölkerung segenbringend zu wirken und Gutes zu thun.

Sie hatte auch ihr Pathchen Margarethe wieder besucht und gar einmal auf einige Wochen mit zu sich genommen. Jetzt aber hatte man lange Nichts von einan-

der gehört und Gretchen freute sich nun herzlich, daß die freundliche Pathe sich einmal bis zu ihr verirrt. Im Grunde ging das leicht, denn sie kam selten über das Bereich ihres Dorfes hinaus und so ohne Zweck und Ziel im Walde herumzustreifen war niemals ihre Sache. Darum kannte sie auch die Wege darin wenig und konnte so wohl fehlgehen. Hätte sie doch nimmer eine solche Wanderung unternommen, wenn nicht Kamilla ihre Begleiterin oder vielmehr ihre Führerin gewesen wäre. —

VII.

„Doch neid ich nicht die Glücklichen der Erde,
Des Andern Glück ist meines nicht fortan,
Verbannt, ein Fremdling selbst am heim'schen Herde,
Geh' ich getrost und stark die rauhe Bahn."

Alfred Meißner.

Margarethe hatte gastfreundlich den unerwarteten Besuch unter das väterliche Dach geführt, aber da Amalie Hohenburg fragte, ob nicht ein leichtes Gefährt zu bekommen sei, das sie in ihre Behausung zurückbrächte, war Gretchen in einiger Verlegenheit und bat die Damen zu warten, bis der Vater heimkehre, der gleich kommen müsse — und nach dem sie in der Stille nun senden wollte. Aber da war wieder kein Bote da; das Gesinde hatte die Sonntagsfreiheit benutzt und war ausgeflogen, nur die Hausmagd war daheim geblieben, und die kam so wenig aus dem Försterhause, geschweige denn aus dem Hofe heraus, daß sie nicht in den Wald zu schicken war,

weil sie allein darin sich am hellen Tage gefürchtet und auf keinen Fall Theobalds Anlage gefunden hätte. Es blieb also Nichts übrig als diesen selbst um den Gang zu bitten. Er war gleich dazu bereit und um so lieber, als ihm jetzt — er wußte eigentlich nicht warum — den Damen gegenüber Schweigen eben so lästig als Sprechen war. Da er sich gleichwohl für sie interessirte, faßte er sofort einen Plan, ihnen näher und selbst mit auf die Hohenbnrg zu kommen: er wollte dem Oberförster vorschlagen, wenn dieser die Damen heimfahren ließe den abwesenden Kutscher selbst zu ersetzen. Mit raschen Schritten betrat er auf's Neue den kaum zurückgelegten Weg.

Indeß Kamilla und Amalie auf dem einfachen, aber weich gepolsterten Sopha ausruheten, hatte Margarethe schäumende Milch geholt, sowie Butter- und Honigschnitten dazu hergerichtet. Ein wenig erhitzt von der Eile, mit der sie dies gethan, und der Sorge, ob auch so vornehmen, verwöhnten Damen Nichts anstößig an ihrer Bewirthung sei, saß sie nun ruhig bei ihnen und plauderte harmlos. Sie erinnerte sich noch an Alles von der Hohenburg, obwohl sie seit Jahresfrist nicht wieder hingekommen war, und fragte nach Allem. Und Amalie antwortete freundlich mit demselben Antheil an allen Kleinigkeiten, mit dem sie gefragt wurde.

Kamilla achtete indeß wenig auf das Gespräch; sie tändelte mit dem Kinde, das nicht müde ward, an ihr zu spielen, auf ihr herum zu klettern, sich schaukeln und wiegen zu lassen.

„Du solltest wieder einmal auf einige Tage zu mir kommen, Gretchen," sagte Fräulein von Hohenburg, „ich werde Deine gute Mutter selbst darum bitten."

„O Sie sind allzu gütig," antwortete Gretchen, „aber seit wir die Kleine haben, will es gar nicht wohl gehen, daß ich, wie sonst zuweilen, auf einige Tage das Haus verließe. Kaum daß ich mit Theobald einmal einen weiteren Spaziergang machen kann — ich muß es ihm immer abschlagen, wie oft er mich auch darum bittet — und ginge doch so gerne mit ihm —"

„Ei, wer ist denn dieser glückliche Theobald? Du hättest Deiner Pathe Nichts davon gesagt und wärest wohl gar schon ein Bräutchen?" fragte die Hohenburg neckend.

Gretchen ward über und über roth: „Auf solchen Scherz verstehe ich nicht zu antworten," sagte sie wie geängstet, „Theobald ist mein Vetter und weiter Nichts, aber er ist so gut und unterrichtet mich so gern, daß ich nicht froh genug sein kann, daß er zu uns kam — es ist sonderbar! aber seit er da ist, weiß ich erst recht den Wald und die ganze Natur zu schätzen — schon immer hat Alles

da draußen zu mir geredet — die Bäume, die Blumen, die Vögel, — aber es ist als habe sonst Alles nur in Prosa gesprochen, was jetzt in Versen spricht!“

Das Gespräch über Theobald wurde dadurch unterbrochen, daß Röschen Kamilla's goldene Kette zerrissen hatte — Margarethe dies erschreckend sah und sich nun bemühete, die herabgefallenen Glieder wieder aufzulesen und in einander zu fügen. Zufällig warf sie dabei einen prüfenden Blick auf das Schloß derselben und gewahrte da auf mattem Grunde von ciselirter Arbeit eine Grafenkrone, die ihr bekannt war — sie besann sich, daß sie ganz derjenigen glich, welche sie in dem Tuche gestickt gesehen hatte, das in dem Korbe des Findlings gelegen. Einen Augenblick wurde sie nachdenklich, dann aber sagte sie sich, daß viele Grafenkronen einander ähneln könnten und vergaß den flüchtigen Gedanken.

Der Oberförster kam jetzt in schnellstem Schritte zurück. Der Gedanke, daß ein Fräulein von Hohenburg, eine Gräfin Zackony auf ihn warteten, hatte seinen Füßen Flügel gegeben. Es war von seiner Seite unerhört, Damen und nun gar hochgeborene auf sich warten zu lassen. Mit der Leichtigkeit und Elasticität eines Jünglings kam er jetzt herbeigeeilt, indeß die Oberförsterin langsamer mit Theobald folgte. Sie war an ihrem Manne das Thun gewöhnt, und doch schüttelte sie jedes-

mal lächelnd den Kopf, wenn sie solche Eilfertigkeit an ihm bemerkte — aber es hatte ihr weh gethan, als er in dieser halb freudigen, halb bestürzten Aufgeregtheit zu Theobald gesagt hatte: „Haben sie Deinen Namen gehört? — ich fürchte, das könnte zu Mißverständnissen, zu Zweifeln aller Art Veranlassung geben —"

„Beruhigen Sie sich, Onkel," hatte Theobald gutmüthig entgegnet, „Gretchen hat ganz nach Ihren Wünschen gehandelt — und dann dürfen Sie ja nicht glauben, daß solche hochgestellte, feine Damen die Zeitungen lesen und sich darin die plebejischen Namen merken — ich bin lange nicht so eitel auf meinen armen Namen, als Ihre Bedenklichkeit mich dazu machen möchte."

Die Oberförsterin hatte auch hierbei, wie immer, noch schnell vermittelnd Etwas dazwischen gesprochen, damit von den beiden ihr lieben Männern nicht einer unbedacht den andern kränke. Das war das Wohlthuende in der Nähe der einfachen Frau, was die Wenigsten sich erklären konnten: sie sah es den Menschen an, und fühlte es gleichsam sensitivenartig heraus, womit sie einander verletzen würden, noch ehe es geschehen, und sie suchte das zu verhindern; denn sie litt immer unbeschreiblich in die fremde Seele hinein und mehr als diese. Sie konnte nicht begreifen, wie ein Mensch den andern absichtlich verwunden möge, kaum wie es unbedacht, selbst unbewußt

geschehen könne — denn ihre eigene Empfindung war so fein, als klänge jeder fremde Herzschlag an ihr Ohr, ja, als schlage er in ihrer eigenen Brust. So suchte sie immer Alles zum Guten zu wenden und wenigstens so auszulegen, und wie ihr Blick immer nur auf die nächsten Verhältnisse und Menschen gerichtet war, so entging ihm Nichts in diesem Kreise. Theobald hatte längst dies liebreiche und doch zugleich so verständige Wesen an ihr erkannt — und wo das Ewig-Weibliche ihm entgegentrat, war's auch in der schlichtesten, einfachsten Form, da neigte er sich vor ihm, wie vor einem Heiligenbild und fügte sich freudig unter sein mildes Walten. Niemals widersprach er der Oberförsterin und alle ihre leisen Winke verstehend, folgte er ihnen bereitwillig — sanft und stilllächelnd, wie ein gut geartetes Kind der Mutter folgt.

Jetzt, auf dem Heimweg, erzählte die Oberförsterin Theobald alles Gute von Amalie Hohenburg und ward nicht müde ihre Wohlthätigkeit und die weise, fördernde Umsicht, mit der sie dieselbe übe, zu preisen. Theobald hörte aufmerksam zu, wünschte aber doch mehr von der jungen, reizenden Begleiterin zu erfahren, wie von dem ältlichen Fräulein. Aber wie getreu auch seine Schilderung von jener war und obschon er selbst ihren Namen nennen konnte, so wußte die Oberförsterin doch keine Auskunft zu geben. Ein so schönes Fräulein hatte sie

noch nie auf der Hohenburg gesehen und der Name Zackony schlug fremd und ungehört an ihr Ohr. Theobald mochte nicht sagen, wie er ihn neulich vernommen, noch auf das Anklingen des Namens Zack aufmerksam machen — die flüchtigen, noch unklaren Gedanken, die vorhin in ihm aufgestiegen waren, sollten sein alleiniges Eigenthum bleiben — nur forschen wollt' er, ob sie Andern auch kamen wie ihm, und in der Stille selbst jeder Spur nachgehen, die ihn vielleicht zur Entschleierung eines Geheimnisses leiten könnte, das ein Verbrechen verbarg und begünstigte.

Da die beiden, dem vorausgeeilten Oberförster nach, in das Forsthaus eintraten, stand dieser in ehrerbietiger Stellung vor den Damen, als habe er nur ihre weiteren Befehle zu erwarten, und entfernte Theobald gleich wieder mit den Worten: „Dein Anerbieten, selbst die Damen nach Schloß Hohenburg zurückzufahren, ist glücklich angenommen worden; da heute Niemand von den Dienern im Hause ist, mußt Du schon Alles allein auf Dich nehmen, den leichten Wagen hervorholen und die Schimmel zäumen — die Damen wollen eilen und wir können sie nicht zu lange aufhalten, da die Sonne schon im Untergehen ist und die Nacht sie im dichtesten Walde ereilen möchte."

Theobald lächelte ein wenig sonderbar in sich hinein. Einmal, weil er sich durch all dies in einer Untergeord-

netheit fühlte, die ihm, diesen Fremden gegenüber, mehr lächerlich als peinlich war, und dann, weil er recht gut wußte, daß der Oheim bei der Erwähnung der zeitig einbrechenden Nacht vielmehr um seine Schimmel als um die Damen besorgt war. Diese mochten wohl auch zu dergleichen Vermuthung kommen, denn Fräulein Hohenburg sagte mit herablassender Freundlichkeit zu Theobald: „Sie wollen also die Güte haben uns selbst zu fahren? Da darf ich Sie wohl auch bitten, sammt dem Geschirr bis morgen auf der Hohenburg zu bleiben — da sonst die Rückkehr wohl sehr spät werden würde."

Theobald verbeugte sich leicht und entgegnete gemessen: „Der Herr Oberförster hat zu bestimmen," und sah diesen fragend an.

Die Antwort war ausweichend und unschlüssig; Theobald verließ das Zimmer und ging nach den Pferden — er wollte die stumme dienende Rolle fortspielen, die er halb mit Absicht, halb aus Zufall übernommen — er wollte, ohne selbst etwas dazu zu sagen, über seine Person bestimmen lassen, obwohl er heimlich wünschte, den Vorschlag der Hohenburg annehmen zu können, war es auch nur, weil ihm diese ganze Sache etwas sehr Abenteuerliches hatte, das er gerade in der Laune war, so viel wie möglich auszubeuten — erschien ihm doch auch zum Erstenmale, seit er wieder unter den Menschen lebte,

eine weibliche Huldgestalt, die ihn anzog, ohne daß er es wußte und wollte, die auf einsamem Wege plötzlich wie eine schöne Sphynx ihm begegnet war, die mit stolzem Lächeln ihm ein Räthsel zu lösen gab — ein Räthsel, mit dessen Lösung vielleicht sie selbst sich in den Abgrund stürzte — es dürstete ihn danach ihr Oedipus zu werden, wenn auch vielleicht — wie er ironisch lächelnd zu sich selbst mit männlichem Uebermuth sagte — des Räthsels Lösung nicht der Mensch sein sollte, sondern nur das Weib.

Indessen er an Kamilla, hatte der Oberförster an seine Schimmel gedacht und wohl überlegt, daß ihnen Stall und Futter auf der Hohenburg besser zusagen würden, als noch einmal in der Nacht nach kurzer Fütterung den weiten Weg zurückzulegen — und da bei der Abfahrt noch einmal die Rede darauf kam, so nahm er den Vorschlag nach einigen Umschweifen und Umständlichkeiten dankbar an.

Amalie von Hohenburg schied auf das Freundlichste von dem Oberförster und seiner Frau, bat, Gretchen ihr bald wieder einmal in das Schloß zu schicken und umarmte sie herzlich. Gretchen hatte indeß das Kind zu Bette gebracht und überreichte jetzt zum Abschiede den Damen zwei Sträußer, die sie eben noch gepflückt und gewählt geordnet hatte. Der Strauß Amaliens prangte in den glänzenden Farben der mannichfaltigsten Sonnenblumen; der, welchen Kamilla erhielt, war kleiner, bestand nur aus Monatsrosen

und grüner Myrthe, auch ein weißblühendes Myrthenzweiglein war mit darunter, duftende Resede bildete die untere Einfassung. Kamilla sah fragend, beinahe erschrocken, die freundliche Geberin an. Aber diese schlug die klaren Augen freudig zu ihr empor und sagte einfach:

„Mir ist, als wollte sich für Sie gar kein anderes Sträußchen schicken, als solch ein zartes, vielleicht deutungsreiches. In Theobalds Gedichten steht ein schönes Lied worin die Stelle vorkommt:

„Bunte Blumen jedem Alter, jedem Stand,
Doch die Rosen und die Myrthenblüthen
Leget sinnig in der Jungfrau zarte Hand,
Als ob ihrer Wangen Rosen glühten,
Wenn die Myrthe um das Haupt sich wand."

Gretchen ward unterbrochen, weil ihr Vater, einige höfliche Abschiedsworte an Kamilla richtend, zu dieser trat, und die Tochter es nicht für gut fand, in seiner Nähe Theobalds Verse zu deklamiren. Kamilla warf aber verwundert fragende Blicke auf Gretchen, den Strauß, den Vers und den Zusammenhang mit Theobald gleichsam prüfend, aber nicht verstehend — und dann fand sich doch keine Zeit weder zu einer mündlichen Frage noch Antwort und Erklärung.

Der Wagen fuhr vor. Ein kleiner leichter Holsteiner, eine Art Jagdwagen, zwar einem früheren De-

cennium angehörend, aber nicht ohne eine gewisse Zierlichkeit und Eleganz. Die weißen Schimmel waren schön gezäumt und wieherten lustig — man sah es ihnen an, daß sie wenig Arbeit, noch weniger Strapatzen hatten und jetzt sich freueten, noch einmal in das Freie laufen zu können.

Theobald hielt die Pferde. Sein grauer Anzug hatte durch einen glänzenden schwarzen Hut und neue weiße Handschuhe einen gewissen genialen Anstrich gewonnen — Kamilla warf einen prüfenden Blick auf beides, und nachdem er ihr in den Wagen geholfen, sich selbst auf den Bock geschwungen, wo er nun mit Grazie und Anstand seine Rosse zu lenken verstand, sagte sie zu Amalie von Hohenburg ganz leise:

„Ein gewöhnlicher Jägerbursche ist er nicht — aber er scheint unerträglich hochmüthig zu sein."

„Still! wir wollen ein wenig mit ihm plaudern," antwortete Amalie, „es ist doch nur eine Gefälligkeit, daß er uns fährt, und wir können diese nicht anders lohnen, als wenn wir freundlich mit ihm verkehren."

„Du bist voll Zartgefühl und Menschenfreundlichkeit, wie immer," lächelte Kamilla, „ich denke wir haben es vielleicht mit einem Sohn der Wildniß zu thun, so einer Art Ingomar —"

„Dessen Parthenia Du werden könntest," fiel Amalie ihr lächelnd in's Wort, aber Kamilla hatte sich bereits an den Gegenstand dieses Gespräches gewendet, und sich ein wenig vorneigend sagte sie zu ihm:

„In einem Sonntagsvergnügen haben wir Sie bereits gestört und bringen Sie nun gewiß noch um ein zweites —"

„Mein Sonntagsvergnügen," erwiderte Theobald mit einem gewissen ironischen Lächeln, indem er dieses Wort schon aus dem Munde der eleganten Dame für ein Zeichen der Herablassung nahm, die sie glaubte gegen einen Jägerburschen und Kutscher, dem man kein Trinkgeld geben konnte, üben zu müssen, — „mein Sonntags- und mein Alltagsvergnügen sind beide Eins: der Wald im Sonnen-Untergang und Aufgang — und da sind wir ja eben mitten drin."

Kamilla wußte nicht, ob sie diese Antwort für ein Zeichen wirklicher oder affektirter Genügsamkeit halten sollte — sie ließ ihre schönen Augen prüfend auf ihm ruhen und kam doch fast in Verlegenheit, als er mit ruhig klarem Ausdruck diesen Blick erwiderte, daß es Amalien beinahe schien, als wollte Eines in der Seele des Andern lesen, und sie jetzt ganz gegen ihre Gewohnheit, um nur Etwas zu sprechen, ängstlich bemerkte: „Die Pferde gehen ganz nahe am Abgrund."

„Der Wagen ist noch reichlich vier Fuß davon entfernt," entgegnete Theobald beruhigend — er selbst saß seitwärts auf dem Bock und zwar so, daß er in Kamilla's Antlitz blicken und doch auch ohne den Kopf sehr zu wenden auf die Pferde achten konnte.

„Wie schön ist der Wald hier!" begann Kamilla wieder, „jenseit der Grenze giebt es mehr Laubholz und eine südlichere Vegetation, aber diese Tannenriesen hier, die so stark und hoch in den Himmel hinauf wachsen, zeugen von einer Kraft, die man drüben vergeblich sucht."

„Sind die Menschen nicht auch so?" fragte Theobald.

„Kennen Sie die Menschen von drüben nicht?" entgegnete Kamilla.

„Wenig; kaum seit ein paar Monaten bin ich in dieser Gegend, und da gab es Arbeit genug, die mich nicht über die Grenze kommen ließ. Vor langen Jahren, da ich einmal hier zum Besuch war, bin ich ein paar Tagereisen ins jenseitige Land gekommen, aber ich gehöre nicht zu den Touristen, die da meinen, sie kennen ein Land, wenn sie es ein paar Tage durchfahren, im besten Falle durchwandert haben."

Amalie fragte: „So ist auch die Hohenburg ihnen unbekannt?"

„Ich habe sie damals liegen sehen, aber es fehlte

an Zeit, noch mehr an der passenden Stunde, sie näher in Augenschein zu nehmen."

„Sie würden auch nicht viel Sehenswerthes da gefunden haben," sagte Amalie bescheiden und schlug sogar mit einem verschämten Lächeln die Augen nieder, als Kamilla ihr schnell, fast verweisend in das Wort fiel:

„Eine schöne Ruine ist's auch — aber das Schönere ist das neue Leben darin — der Spruch: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich!" mit goldener Schrift über der gastlich geöffneten Thür und —"

Amalie duldete nie, daß man sie selbst oder ihre Schöpfungen lobte und eilte stets es zu verhindern; so nahm sie auch jetzt an diesem „und" Gelegenheit, die Sprecherin zu unterbrechen und fortzufahren, indem sie einfiel: „Und die Inschrift gefiel Dir nicht einmal, denn Du sagtest: Die Zukunft liegt näher als das Himmelreich, Du hättest von den Kindern schreiben sollen: denn ihrer ist die Zukunft."

Theobald horchte hoch auf und sagte leise zustimmend: „Das mein' ich auch."

Bald begann es dunkel zu werden, und er mußte mehr als vorher auf die Pferde achten. Zwar hing noch die Mondsichel am dunkelblauen Himmelsrande, webte Silberschleier um die schwarzen Tannen und spiegelte sich

in Millionen Thautropfen, die glänzende, wogende Wellen über das Moos zogen — aber die blinkende Sichel bleibt ja nicht lange am Abendhimmel — die Sterne waren alle da und leuchteten und flimmerten, als wollten sie mit einander sprechen oder zu klingen anfangen — bei alledem war es ein magisches Dämmern — die Bäume nahmen zuweilen die Form von Gestalten an, von Säulen und Kirchthürmen und Kreuzen, am Bache unten stiegen Dünste auf, Erlkönighaft zogen sonderbare Gebilde mit langen Schweifen, die im Nebelgrau sich verloren — Schmetterlinge und summende Käfer gaukelten gleich tanzenden Elfen im Sternenschimmer.

Amalie sagte: „Ich weiß kaum, wie weit wir schon gefahren — beim Hause des Grenzwächters sind wir noch nicht vorüber?"

Theobald verneinte. Kamilla achtete weniger auf das Treiben unten, denn auf das am Himmel und sagte:

„Es ist droben heut' Alles so klar — es ist schade, daß ich Deine Sternenkarte nicht gleich zur Hand habe, man könnte sich heute gut orientiren."

„Vielleicht kann ich aushelfen," bemerkte Theobald, „ich habe in meinen letzten Musejahren ein wenig Astronomie getrieben."

Amalie fürchtete in einem andern Sinne als sonst Kamilla, daß jetzt die Erde über den Himmel zu sehr

möge vergessen werden, und warf auf die Pferde immer ängstlichere Blicke, je mehr die von Kamilla und Theobald am Firmament hingen. Er zog die kleine Peitsche, die bisher unbenutzt in einer Dille neben ihm steckte, heraus, aber statt die Pferde mit ihr zu berühren, gebrauchte er sie nur, damit am Himmel die Sternbilder und die Stellung der einzelnen Sterne anzudeuten.

Kamilla erstaunte über den Reichthum des Wissens, der sich ihr hier entfaltete — eine Kenntniß selbst des Details, die sie am wenigsten bei dem vermeintlichen Jägerburschen erwartet hatte, der ihr nun immer interessanter wurde. Sie fragte ihn, ob er diese gründlichen Studien vielleicht im Walde gemacht, wenn er auf den Anstand gegangen, oder den Wild- und Holzdieben aufgelauert?

„Im Gegentheil," antwortete er, „es war zu einer Zeit, wo ich niemals in den Wald kam, noch überhaupt mit den Menschen verkehrte — ich war auf den Verkehr mit den Sternen angewiesen."

Es entstand eine Pause, in der Theobald zu Amaliens Beruhigung mehr auf die Pferde achtete, als vorher, und Kamilla ihre Begleiterin kopfschüttelnd ansah. Sie kamen an das Häuschen des Grenzwächters. Es lag dicht an der Straße, aber rings vom Walde umgeben. Der Schlagbaum war über der Straße niedergelassen.

Ein trübes Licht schimmerte matt durch das kleine Fenster. Theobald knallte mehrmals vernehmlich mit der Peitsche, aber Niemand hörte. Endlich sprang er ungeduldig vom Wagen und wollte die Pferde aushängen, da er einige Schritte bis an das Häuschen zu gehen hatte. Kamilla griff schnell nach den Zügeln: „Geben Sie mir sie nur, ich werde sie indeß halten — ich habe schon manches Roß geführt und gelenkt.“

Er gab sie ihr ohne Umstände, sprang an das Fenster und klopfte ungestüm daran. Endlich öffnete sich der kleine Schieber, eine schläfrige Stimme fragte: Wer da?“

„So kommt doch nur endlich heraus!“ rief Theobald ungeduldig, „und schließt uns den Schlagbaum auf — überzeugt Euch mit eigenen Augen, daß wir keine Contrebande haben!“

Ein unklares Murmeln statt der Antwort. Das Schiebfensterchen schloß sich wieder, das matte Licht dahinter verschwand. Endlich öffnete sich die Hausthür. In einen Schlafrock gewickelt und eine brennende Laterne in der Hand trat der Chausseeeinnehmer heraus und die Leuchte hochhebend, daß sie den Wagen beschien, fragte er: „Wem ist das Geschirr und wohin geht die Reise?“

„Ach, lassen Sie das Examen, guter Schiffler,“ sagte Amalie freundlich, „mich kennen Sie doch wohl?

wir wollen nach der Hohenburg, und das Geschirr gehört dem Oberförster Hauenstein, der uns dahin fahren läßt."

Der Einnehmer Schiffler machte eine tiefe Verbeugung. „Ach, Sie sind's, gnädiges Fräulein. Verzeihen's ja, wenn ich hab' warten lassen — hätt' ich doch nicht geträumt, daß Sie's wären, da ich Sie nicht habe hinfahren sehen."

„Wir haben den Weg einmal zu Fuß gemacht — aber die Tour doppelt zu machen, war mir zu stark."

Theobald schwang sich wieder auf den Bock und der Einnehmer beeilte sich den Schlagbaum aufzuziehen — aber plötzlich fuhr er erschrocken zusammen, als habe er einen Geist gesehen, da der hellste Lichtstrahl der Laterne auf Theobald fiel, und der Schlagbaum krachte wieder nieder — das ist der Merilla!" rief er, „Sie dürfen nicht über die Grenze!"

Theobald lächelte verächtlich — aber er war doch ein wenig betroffen, nicht um seinet- sondern um der Damen willen, die er fuhr — sie konnten ihn für einen Pascher, Wilddieb, gemeinen Verbrecher halten — kaltblütig sagte er zu dem Einnehmer, das ist kein Betragen einem Ehrenmann gegenüber — ich bitte um Ihre Instruktion."

„Nun, Sie werden doch wahrhaftig wissen, daß Sie unter polizeilicher Aufsicht stehen, keinen Paß hier in's

Land bekommen, und daß wir Sie ohne Paß nicht über die Grenze lassen dürfen."

„Das ist freilich etwas Anderes," antwortete Theobald ruhig, „aber Sie sehen: diese Damen wollen und müssen in ihre Wohnung zurück, und ich bin nur in der Eigenschaft ihres Kutschers hier —"

„Es geht nicht, ich darf nicht," sagte der Einnehmer und stand zögernd, halb ärgerlich, halb verlegen da.

Kamilla beugte sich zu Theobald, der noch auf seinem Platze saß, und sagte leise: „Sie sind der Schriftsteller Theobald Merilla, der mehrere Jahre gefangen war?"

„Ja," antwortete er und sah sie überrascht an, von der er gesagt hatte, daß sie aus den Zeitungen sich die plebejischen Namen nicht merken würde.

„Warum sagten Sie das nicht früher?" fragte sie vorwurfsvoll.

„Ich hatte weder Grund es zu sagen, noch zu verheimlichen," entgegnete er kurz — er hatte den vorwurfsvollen Ton ihrer Stimme anders gedeutet, wie sie ihn gemeint, und da Amalie ängstlich sagte: „Aber mein Gott! wir können doch weder hier bleiben, bis ein Bote uns aus der Hohenburg einen andern Wagen bringt, noch den weiten Weg, vollends bei Nacht, zu Fuße

gehen!" sprang Theobald vom Bock und die Zügel wieder in Kamilla's Hände legend, sagte er:

„Gräfin Zackony, Sie sagten, daß Sie schon manches Roß gelenkt — Sie getrauen sich wohl auf dieser ziemlich guten Straße das Stücklein selbst zu fahren. Ich kehre zu Fuß in die Försterei zurück und morgen haben die Damen die Güte, den Wagen mit Ihrem eigenen Kutscher zurückzusenden, oder wir schicken den unseren ihn abzuholen."

Der Einnehmer athmete erleichtert auf, da er diesen Vorschlag hörte. In der Nähe der Hohenburg lebend, kannte er deren edle Besitzerin genau, und da er bei einem kleinen Gehalt und einer großen Familie sich in ziemlich dürftigen Umständen befand, hatte er schon oft ihre Wohlthaten erfahren. Er selbst war ihr verschuldet, seine Kinder genossen bei ihr Aufnahme und Unterricht — er hätte um keinen Preis ihr widersprechen, oder einen Wunsch von ihr unerfüllt lassen mögen, wenn sie sich ja einmal herabgelassen, einen solchen gegen ihn auszusprechen. Die Situation der Damen erschien ihm doch ein wenig bedenklich, wie willkommen auch Theobalds Vorschlag und sein Entschluß umzukehren ihm war — zwei Damen in der Nacht allein auf einem Wege, der sehr wenig befahren und begangen überhaupt, dies am meisten von Schleichhändlern und Wilddieben oder unhöf-

lichen Grenzaufsehern war — und sie sollten selbst fahren — er hatte dies noch nie von einer Dame gesehen — und da er dies Alles bei sich erwog, fiel er aus einer Verlegenheit in die andere. Kamilla flüsterte leise mit Amalien und sagte dann laut mit der ihr zuweilen eigenen gebieterischen Hoheit:

„Herr Merilla, Sie werden uns den Ritterdienst nicht versagen, den Sie uns einmal angeboten und zu erweisen begonnen haben — selbst wenn das Geständniß beschämend wäre: ich mag und kann heute nicht fahren. Sie werden die Güte haben uns zu begleiten und wenn Sie morgen in der Frühe wieder zurückkehrend, hier vorüberfahren, wird das Gewissen dieses amtseifrigen Staatsdieners wohl auch wieder zur Ruhe kommen."

Merilla hörte sie erstaunt an; er lehnte mit in einandergeschlagenen Armen am Schlagbaume, näherte sich jetzt schnell wieder dem Wagen, nahm die Zügel aus Kamilla's Hand und sagte: „Wenn Sie es wünschen, bin ich bereit Sie bis ans Ende der Welt zu fahren, über alle Grenzen und Schlagbäume, die —"

„Nur bis nach Hohenburg", fiel Amalie dem Ungestümen sanft in's Wort. Dann wandte sie sich an den Einnehmer: „Ich verbürge mich für den Herrn da — und besonders, daß es Niemand erfährt, wie und wo

und daß er überhaupt über die Grenze gekommen. Ein Forstgehilfe, können Sie wohl denken, weiß allenfalls auch andere Wege in's Land zu finden, wie hier vorüber. Morgen wird er mit demselben Geschirr wieder zurückfahren — und Sie haben weder heute noch morgen den Herrn gekannt — im Nothfall hab' ich ihn selbst für meinen Kutscher ausgegeben. Nun ziehen sie auf und lassen Sie uns nicht länger warten," fuhr sie fort, da der Einnehmer noch immer unschlüssig da stand, „grüßen Sie Ihre Frau und die Kleinen schicken Sie mir morgen." —

Schiffler wußte was das hieß: „Die Kleinen schicken Sie mir morgen," — sie kamen niemals unbeschenkt von der Hohenburg zurück — dies überwog. „Wenn Sie sich selbst verbürgen, mein gnädigstes Fräulein, sagte er devot, „so ist der Herr Ihr Kutscher gewesen und hat keinen besondern Paß gebraucht — aber morgen, Herr Forstgehilfe, passiren Sie denn auf demselben Wege wieder zum Lande hinaus." —

Endlich waren nun die Fahrenden jenseit des Schlagbaums. Die Drei waren durch das kleine Abenteuer einander beinahe näher gerückt und doch auch wieder sich unerklärlicher geworden. Nach einigen flüchtigen Bemerkungen über den unnützen Aufenthalt und den bedenk-

lichen schwerfälligen Einnehmer schwiegen sie darum alle eine Zeitlang. Amalie war duldsam gegen Alle und für Alles, was nicht dem Reiche des Bösen oder Unsittlichen angehörte, von der wärmsten, allgemeinsten Menschenliebe und wahrhafter Gottesfurcht durchdrungen, sah sie in jedem Menschen ihren Nächsten und fragte weiter nach Nichts. Es war ihr, als habe sie den Namen Theobald Merilla schon irgendwie gehört, wohl von seiner Verurtheilung und Begnadigung gelesen, aber sie hatte dem politischen Treiben immer fern gestanden und wußte weiter Nichts von ihm. Daß ihr Liebling Kamilla sich seiner annahm, genügte ihr, es auch zu thun, und die weitere Lösung des Räthsels ruhig abzuwarten. Diese selbst hatte im Geiste schon immer warmen Antheil an seinem Loose genommen und dann noch mehr, als Constanze ihr von ihm erzählte. So oft der Name Theobald Merilla in ihr Ohr schlug, war es ihr, als müsse er einst noch an ihr Leben tönen — eine Ahnung, ein unklares Gefühl, vielleicht auch nur ein Wunsch sagte ihr, daß dieser Merilla selbst ihr noch begegnen, irgend welchen Einfluß auf sie selbst oder ihr Geschick haben müsse — und nun war es so plötzlich und am unerwarteten Orte geschehen. Um keinen Preis wäre sie so von ihm geschieden im Augenblicke dieser Entdeckung — sie überlegte nicht, sie wußte nur, daß diese Begegnung nicht auch wie-

der plötzlich enden durfte, daß sie selbst sich — und wenn auch nur durch ein anderes Betragen — deshalb rechtfertigen müsse, ihn anfangs so wenig beachtet zu haben. Theobald selbst fühlte sich angenehm überrascht — er hatte eine Empfindung, die er Jahrelang nicht gehabt — er hatte aufgehört daran zu glauben, daß sein Name in der Welt noch genannt wurde, noch eine Geltung hatte — und hier erwies ihm plötzlich diese Aristokratin eine Achtung, die er zwar nie verwirkt, aber um die er auch nie gebuhlt hatte. Ihre Erregtheit bei der ersten Nennung dieses Namens hielt er für Abscheu, für den Schauder der Indignation, so lange in seiner Gesellschaft und nun gar noch einer polizeilichen Controle ausgesetzt zu sein, vielleicht wer weiß noch welcher Unannehmlichkeit — und nun zeigte sie sich ihm plötzlich von einer ganz andern Seite — er hatte sein Verkennen ihr abzubitten! Und obwohl er sich das sagte, that er's doch nicht, weil er sie noch einmal verkannte. Vielleicht ist's eine jener maßlos Emanzipirten, sagte er zu sich, denen Alles willkommen ist, was den Schein des Ungewöhnlichen hat und an's Abenteuerliche grenzt — die jede Autorität verachten und allem Hergebrachten am liebsten ins Angesicht schlagen, die sich von Niemand in der Ausführung ihrer Einfälle stören lassen, jeden Beamten, der sich auf Pflicht und Gesetz berufen will, verspotten und

kein Hinderniß auf ihren willkürlichen Wegen dulden — auch keinen Schlagbaum.

Er gab sich jetzt das Ansehen, auf die Pferde achten zu müssen, um dadurch Erklärung und Dank, wo man möglicherweise eines von Beidem oder Beides fordern könnte, noch hinaus zu schieben.

Kamilla nahm zuerst wieder das Wort: „Sie haben lange in der Oede des Gefängnisses gelitten und suchen nun Erholung im Walde?"

„Zu diesem Zwecke ging ich hierher," antwortete er, „da mich mein Oheim, der Oberförster, dazu aufforderte — man muß ein neues Leben beginnen, wenn man aus dem Kerker kommt — ich hoffe hier am ehesten den physischen Einfluß desselben zu überwinden. Bis diesen Augenblick wußte ich in der That nicht, daß mich auch in dieser vermeintlichen Waldeseinsamkeit Späherblicke begleiten. Mehr Zufall wie Absicht war's, daß ich bis jetzt noch nicht über die Grenze gekommen, dieser Einnehmer kennt mich, weil er mich zuweilen unten im „Blechhammer" — der Waldschenke — getroffen. Hätte ich gewußt, daß er meinetwegen geheime Instructionen hat, so würde ich Ihnen diese Verlegenheit erspart haben."

„Darüber ist kein Wort zu verlieren," entgegnete Kamilla, „aber mir scheint, es giebt nun auf Erden so viel Stoff zur Mittheilung, daß es nicht nöthig war,

sich vorhin bis in den Himmel zu versteigen. — Aber geben Sie mir die Zügel ein wenig, ich muß Ihnen doch zeigen, daß ich wirklich fahren kann, und daß ich nicht Sie, sondern den Einnehmer betrog."

In diesem harmlosen Tone ging das Gespräch noch eine Zeitlang weiter — Theobald begann zu ahnen, daß Kamilla ihm Gesinnungsgenossin sei — noch mehr, er begann es ihr zu glauben — aber da sie endlich die Hohenburg erreichten, er den Damen aus dem Wagen half und Kamilla ihr Taschentuch verlor, das er aufhob, so störte ihn doch wieder die bekannte Grafenkrone, die er darin sah. —

Man lud ihn nachher zum Thee. Amalie war die liebenswürdigste Wirthin, Kamilla's Unterhaltung sprudelte von Geist und hohen Gedanken, aber das Gespräch vermied die Partheifragen der Zeit, sowie Merilla's persönliche Erlebnisse.

Da er schied um am andern Morgen in der Frühe wieder zurückzufahren, mußte er versprechen, wiederzukommen, trotz dem bedenklichen Chausseeeinnehmer.

Seit er wieder unter den Menschen lebte, hatte er keine so genußreiche Stunde verlebt, wie diese auf Schloß Hohenburg.

VIII.

„Das dunkle Loos ließ auseinander gehen
Die sturmbewegten Bahnen jener Leiden,
Sie mußten selbst im Kampfe sich bestehen."

Karl Scriba.

Das kleine tabakrauchdurchwobene Zimmer eines Gelehrten, mit einer gesuchten Einfachheit möblirt. Die Tische von Eichenholz, die Stühle aus Rinden- und Birkengeflecht, wie man sie sonst nur in Gärten sieht. Repositorien rings an den Wänden, mit Büchern und Schriften angefüllt. Ein hohes Crucifix — der silberne Christus am schwarzen Kreuz von Ebenholz. Gegenüber ein Johannes, der Gesichte sieht und die Offenbarung schreibt.

Der Bewohner lehnt am Fenster. Es ist Florian Zackony. Am rothgoldenen Haar und den tiefblauen Augen erkennt man den Bruder Kamilla's. Aber er ist nicht so schön wie sie. Ein unheimliches Feuer lodert in

diesen Augen. Kämpfe und Leidenschaften stehen auf dieser bleichen gefurchten Stirn, diesen eingefallenen Wangen verzeichnet. Er ist um ein Jahr älter als Kamilla, aber man könnte ihm zwanzig mehr geben, mindestens zehn. Mit ihr in einer Größe, sieht er doch um Vieles kleiner aus, seine Gestalt ist hager und jetzt zusammengesunken, — er ist allein — wo ihm Menschen begegnen, da richtet er sich höher auf und schreitet mit stolzer Haltung an ihnen vorüber. Dann ist sein Blick wie der des Adlers und sein Gang gleicht dem einer drohenden Wetterwolke am schwülen Sommertage.

Er ist an's Fenster getreten und scheint über das nachzudenken, was er so eben gelesen. Zwei Bücher liegen aufgeschlagen auf seinem Tisch. Nach ihrem äußern Ansehen, dem dünnen grauen Papier und dem etwas verschwommenen Druck zu urtheilen, sind diese Bücher ziemlich alt. Das eine Buch ist eine Geschichte des Jesuiten-, das andere des Freimaurer-Ordens. Beide von ziemlich unbefangenem Standpunkte, wiewohl von zwei verschiedenen Verfassern geschrieben, meist Thatsachen und wenig, fast gar keine Raisonnements enthaltend. — Wie es schien, hatte er eben nicht nur die Geschichte, sondern besonders die Statuten beider Orden mit einander verglichen. Er lächelte — aber dies Lächeln war mehr verächtlich als befriedigt.

Es klopfte. Florian richtete sich stolz auf, fuhr mit der Hand über die Stirn, als wolle er den möglichen Ausdruck seiner letzten Gedanken dort wegstreichen, und rief: „Herein!"

Ein ziemlich ungestümer Eintritt! Der junge Mann, welcher die Thür öffnete, blieb an der innern Schwelle derselben mit seinen Sporen hängen und stürzte so mit einem Fluch über das unerwartete Hinderniß auf Florian zu.

Dieser rief: „Joseph — Du!"

„Wie Du siehst!" antwortete dieser. „Wundert's Dich, daß ich in Deiner Klause Dich aufstöre? Hier sieht's freilich nicht aus wie auf dem Schlosse Deiner Ahnen" — fuhr er fort, sich überall mit Kopfschütteln umblickend — noch wie in unserer Studentenwohnung, wo wir Stubenbursche waren. Du bist fromm geworden — vielleicht ein Heiliger! Den Namen hast Du schon! Aber man glaubt nicht mehr an die Heiligen — weder an die neuen noch an die alten! Neben der Statue Deines Namensvetters, des heiligen Florian, hängt ketzerisch das Schildchen der Feuerassecuranz — und Jedermann findet das ganz in der Ordnung."

„Du bist noch der Alte, wie ich sehe und höre!" sagte Florian und wußte nicht, ob er dazu lächeln oder seufzen sollte, aber er drückte dem Freunde herzlich die

Hand: „Es ist wohl lange her, daß wir einander nicht gesehen, doch ehe wir über das sprechen, was wir indeß erfahren, innerlich und äußerlich durchlebt, sage mir, wie Du hierher kommst, mich fandest?"

„Ei, meinst Du, man wisse nicht, daß Graf Florian Zackony jetzt offen dem Jesuitenorden angehört, jetzt hier weilt, um mit den frommen Vätern zur weitern Propaganda Pläne zu schmieden?" entgegnete Joseph von Linzow in einem leichten Tone, der wenig zu dem ernsten Gegenstande seiner Rede paßte — „Dich zu finden war also leicht, in welche Mysterien Du Dich auch hüllen magst, worin ich Deinen romantischen Charakter erkenne, und wie sehr Du Dir treu geblieben — was mich aber zu Dir führt, mich trieb Dich aufzusuchen und hätten noch mehr Meilen und Jahre Dich von mir getrennt — das ist die Sorge um Deine Schwester — Du weißt: ich liebe Kamilla." — Bei diesen letzten Worten nahm die Stimme des jungen Mannes einen innigen Ausdruck an, seine dunkeln Augen leuchteten hell wie Sterne, und ein schmerzliches Zucken um den Mund strafte das heitere Lächeln von vorhin Lügen.

Florian drückte dem Freunde stumm die Hand und sah ihn mit traurigen mitleidsvollen Blicken an. —

„Du weißt es!" wiederholte Joseph, blickte vor sich nieder und seufzte leise.

Florian sagte sanft: „Du liebst sie immer noch! — ich glaube es wohl — aber besser wäre, Du liebtest sie nicht, hättest sie vergessen, dächtest ihrer höchstens wie einer Gestorbenen, suchtest Ersatz für sie bei anderen Frauen.“ —

„Das sind altkluge Redensarten,“ unterbrach ihn Joseph, wieder in den leichten Ton von vorhin übergehend, „abgedroschene Phrasen! eine Alltagsweisheit, von der Du weißt, daß sie auch nur bei den Alltagsmenschen verfangen kann! Wahrhaftig! ich wollte nie ein schmachtender Seladon sein, nie ein fahrender Ritter, der die Farbe seiner Dame trägt und dadurch gefeit ist gegen jedes andere Band! Ich finde die Treue unnatürlich, die auf einem Entschluß beruht und nicht auf dem Muß einer innern Nothwendigkeit. Jede gemachte Treue ist mir verächtlich, wie sehr sie auch als moralisch gelten mag. Beinahe zwei Jahre hab' ich Deine Schwester nicht gesehen, sie wird wohl kaum noch an mich denken, aber ich liebe sie noch immer wie einst! Damals als wir uns zuletzt sahen — es war im Park Deines väterlichen Schlosses — der Novembersturm entlaubte die Bäume — sie fing ein welkes Eichenblatt auf, das der Wind vom Aste herab ihr fast in's Gesicht trieb und sagte: „Das ist eine Erinnerung des Sommers, so gut wie jede andere — einst trug es die Farbe der Hoffnung, jetzt trägt es die des Staubes, und in Kurzem ist es selber

Staub — so enden unsere Hoffnungen auch." — Das ist eine traurige Metapher, entgegnete ich und hatte doch das Blatt in die Hand genommen. „Lassen Sie sich daran genügen", sprach sie, „aber besser auch, Sie wahren weder die Erinnerung noch ihr Zeichen, wenn das Sie schmerzt!" So hatte Kamilla meine Bewerbungen zurückgewiesen, noch eh' ich sie gewagt — aber da sie sah, wie mich der Schmerz übermannen wollte, nahm sie mich bei der Hand und sprach: „Sie sind der Bruder meines Bruders — Sie könnten es mir auch sein," — da riß ich mich verzweiflungsvoll los und tausend Stimmen schrieen in mir: „niemals! niemals!" Ich stürzte fort, ich reiste ab und ließ mich mit wichtigen Nachrichten aus der Heimath entschuldigen. Seitdem habe ich Kamilla nicht wieder gesehen; aber sie hat nicht Recht gehabt — das Erinnerungszeichen ist verstäubt, doch die Erinnerung ist geblieben. Vielleicht aber wäre es jetzt möglich, daß ich ihr Bruder würde — ich wollte sie vergessen in den Armen anderer Frauen, ich liebelte und schmeichelte, ich ließ mich hintergehen und verführen — hinterging und verführte auch selbst, — die Frauen haben schlecht an mir gehandelt und ich nicht besser an ihnen — ich fand keine wieder meiner Liebe werth, meiner Bewunderung, nicht einmal meiner Achtung — kaum meines Mitleids."

„Du schilderst meine Erfahrungen, indem Du von den Deinen sprichst," unterbrach Florian den Sprecher, „das ganze Geschlecht ist nur dazu da, daß man es unter die Füße tritt und dann unbekümmert seinem Ziele weiter zuschreitet." —

„Und Bianka?" fragte Joseph gespannt. —

„Bianka!?" fuhr Florian auf, „was weißt Du von ihr?"

„Nichts, als daß Du sie einst für einen Engel erklärtest und zur frommen Ketzerin wallfahrtetest wie zum Gnadenbilde der Madonna," — antwortete Joseph lächelnd.

Florian hatte seine prüfenden weit geöffneten Augen noch durchdringend auf Joseph gerichtet, als wollt' er dessen geheimste Gedanken lesen — aber er suchte es zu verbergen und dieser begann wieder: „Du bist mit Bianka fertig?"

„Ich hoffe es! — ich verachte sie gleich den Andern, es ist nicht gut davon zu sprechen," sagte Florian. „Wir sind auf ein Thema gekommen, das uns beiden wunderlich steht, mir zumal — wir verachten die Frauen — warum wollen wir weiter davon reden?"

„Und Kamilla!?"

„Ja, Kamilla! — die Natur vergriff sich in ihr, sie hätte einen Mann aus ihr machen sollen — so wird

sie auch wohl daran zu Grunde gehen, daß sie ein Weib ist!“

„Nein und tausendmal nein! sie wird, sie darf nicht zu Grunde gehen — warum bin ich auf der Welt, wenn es nicht ist, um sie zu schützen? Vielleicht, daß ich mir noch so ihren Dank verdiene — und wenn nicht, doch das Bewußtsein ihr einen Dienst geleistet zu haben.“

„Aber in welcher Gefahr ist sie denn? Was willst Du denn von ihr, von mir?“ fragte Florian jetzt ungeduldig. —

Joseph sah ihn staunend an: „Von Dir? — daß Du mir sagest, was Du von ihr weißt — wie viel Wahrheit an den Gerüchten ist, welche man über sie ausbreitet! — “

„Da bist Du an den unrechten Mann gekommen,“ sagte Florian kopfschüttelnd und zurückweisend — „ich kann Dir keine Auskunft über sie geben — sie wandelt eine andere Bahn als ich — vor ein paar Monaten hab' ich ihr meinen Abschiedsbrief geschrieben und bin von da an für sie verschwunden — und sie ist es für mich. Unsere Pfade gehen weit aus einander, und doch weiß ich, daß sie und ich uns auch innerlich gleichen, wie es äußerlich der Fall ist. Es fließt dasselbe Blut in unsern Adern — dasselbe unlöschbare Feuer durchglüht unsere Seelen — aber es ist am besten, wenn wir uns jetzt eine Zeit lang fern bleiben: es kann ja doch Keines von uns das Andere

zu seiner Ueberzeugung bekehren, so möge auch Keines das Andere beirren — über Abgründe wandelt sich's allein nur sicher, wenn man nicht sieht nach rechts und links — mag sie denn weiter wandeln auf dem schmalen Wege so lange, bis sie umkehrt — oder fällt." —

„Oder hinuntergestürzt wird von Euch und Eurer höllischen Propaganda!" rief Joseph, dessen bleiche Wangen, während jener mit kalter Ruhe sprach, sich geröthet hatten; seine dunkeln, an sich matten Augen sprüheten jetzt Feuer und seine Stimme bebte vor Erregung nnd Zorn: „Hast Du denn alle Bande zerrissen, Unmensch!" schrie er in heftiger Aufregung und stand, hastig aufgesprungen, in herausfordernder Stellung Florian gegenüber — „Hast Du denn Alle Bande zerrissen, die an die Menschen und an die Menschlichkeit Dich knüpften, da Du in diesen unmenschlichen Orden tratest? Es muß wohl so sein, da er keine Menschen in seinem Dienste duldet, sondern nur Leichen, nur Gliederpuppen, nur Maschinen, — es muß wohl so sein, sonst hättest Du nicht von dieser Schwester lassen, sie vergessen können — hörtest mich nicht mit diesem eisigen Lächeln an." —

Aber an diesem eisigen Lächeln selbst, mit dem allerdings Florians Blicke auf dem erhitzten Freunde weilten, brach sich doch der überfluthende Strom seiner eigenen Erregung — es war etwas so Imponirendes in Flo-

rian's Ruhe, in der Majestät seines ganzen Antlitzes und dem Leuchten der begeisterten Augen darin, daß Joseph unwillkührlich sich diesem Einflusse nicht entziehen konnte, zuletzt die Stimme immer mehr sinken ließ, und endlich gar abbrechend verstummte.

Ein langes Schweigen zwischen den Beiden; — es war so still im Zimmer, daß das Gesumme einiger kleinen Fliegen am Fenster als Geräusch erschien. Endlich sagte Florian, kopfschüttelnd und mit ineinandergeschlagenen Armen den Heftigen betrachtend: „Du führst Dich auf eine seltsame Weise in meine Einsamkeit ein. Ueber ein Jahr haben wir uns nicht gesehen, geschrieben — Du lebtest indeß ein äußerlich bewegtes, buntes Leben — das meine war im Gegensatze dazu nur innerlich bewegt — da nun bist Du gerade der Alte noch, während in mir eine große Wandelung vorgegangen — und doch auch nicht. Aber Dir mag es so erscheinen, weil Du niemals die Pläne ahnetest, noch weniger theiltest, die ich in mir trug. Ich trug sie ja verborgen, — rief keine Welt zum Zeugen meiner Kämpfe auf, — Kamilla war das einzige Wesen, das mich hätte verstehen können, wenn sie kein Weib gewesen — weil sie das ist, hat sie mich nur halb verstanden und mag jetzt wohl irre an mir geworden sein — ich bin es darum nicht an ihr — ja, ich meine, ein Wesen wie sie kann man nicht höher und würdiger lieben,

als wenn man es sich und seinem Schicksale überläßt — in das Leben kleiner Geschöpfe, die ich unter meinen Füßen kriechen sehe, wie niederes Gewürm und wenn sie sich in eitler Anmaßung auch Menschen nennen, kann ich mit starker Hand eingreifen und sie führen und lenken nach meinem eigenen Ermessen. Du hast Recht, ich verachte die Menschen, die Einzelnen, die ganze Gattung — darum hab' ich sogar zuweilen am Rande der Selbstverachtung gestanden — aber meine Schwester achte ich, ich achte mich selbst in ihr und sie an sich, — und darum lass' ich sie gehen, wie sie will und wohin sie will — darum weiß ich Nichts von ihr, habe nicht nach ihr gefragt, halte mich fern von ihr — und wie es mich nun bedünken will, bist Du es, welcher von uns Beiden die geringere Meinung von ihr hat — Du meinst, sie brauche einen Beschützer und das Geschick habe dieses Amt Dir gegeben — oder Du willst es Dir noch nehmen?" Florian sah bei diesen Worten mit stolzer Ueberlegenheit auf Joseph herab.

Dieser hatte seine Stirne in düstere Falten gelegt, stand mit niedergeschlagenen Augen und gerötheten Wangen fast wie ein Schulknabe da, den man ausgescholten — er schien nachzudenken über das was er sagen, womit er beginnen wollte — und doch kein einziges Wort finden zu können. Endlich faßte er nach Florian's Hand,

schüttelte sie krampfhaft, beinahe bis zum Schmerz, und sagte weich: „Ich möchte so gern mit Dir wie der Freund zum Freunde sprechen — aber Du richtest eine Scheidewand zwischen uns auf — eine Scheidewand, die Du, wie ich ahne, zwischen Dir und der Menschheit gezogen, hast ziehen müssen."

„Es liegt nur an Dir," unterbrach ihn Florian mit sanfter Stimme, „daß Du diese Stunde eines traulichen Wiedersehens durch Deinen Ungestüm störst! Warum können wir nicht ruhig mit einander über das sprechen, was Du nun einmal besprechen willst? Vielleicht hast Du Recht, wenn ich Dir kälter erscheine wie ehedem — aber vielleicht habe auch ich Recht, wenn die feurige Leidenschaftlichkeit, mit der Du aus meiner kühlen Ruhe mich aufstürmst, mich ängstigend berührt — wie etwa ein ungewohnter Sirocco den Bewohner des Nordens."

„Aber wir bewohnten einst dieselbe Zone und nur Du hast sie verlassen!" sagte Joseph vorwurfsvoll und doch halb auf das Gleichniß eingehend. —

„Es ist unfruchtbar, darüber zu streiten — aber so laß uns von Kamilla sprechen — ich habe Dir nichts Neues über sie zu sagen — doch Deine Andeutungen haben mich begierig gemacht von ihr zu hören." — Florian sprach jetzt mit ungezwungener Freundlichkeit, mit einer so theilnehmenden Zutrauen erweckenden Stimme,

daß man seine höhnische Kälte, seine strafenden Worte von vorhin fast ganz vergessen konnte.

Joseph fühlte sich davon erweicht — ihm war es, als habe er im selben Augenblick mit zwei ganz verschiedenen Wesen zu verkehren. Er glaubte seinen Freund wieder zu haben; — vertraulich begann er: „Kamilla ist seit ein paar Monaten wieder aus England zurückgekehrt. Sie scheint dort im Verkehr mit der revolutionären Emigration gelebt zu haben und sich zu unsinnigen Umsturzplänen benutzen zu lassen.“ —

„Joseph!“ unterbrach ihn Florian mit einem Tone in der Stimme, der halb wie Warnung, halb wie tadelnder Vorwurf klang, „Kamilla Zackony läßt sich nie „benutzen“ — sie handelt entweder nach eigenem Willen und Ermessen oder gar nicht. Benutzen! wenn Du Kamilla wahrhaft liebtest, ebenso hoch achtetest als liebtest, würdest Du bei ihr nicht von „Benutzen“ sprechen. Es giebt bei ihr nur die Alternative: sie thut eine Sache entweder gar nicht, oder sie thut sie aus freier Wahl, aus eigenem Entschluß, mit der festen Ueberzeugung, daß es das Rechte ist, was sie gewählt — ein Werkzeug in den Händen Anderer ist kein Wesen, das den Namen Zackony führt.“ —

„Richte nicht die einzelnen Worte!“ erwiderte Joseph, der sich halb bedeuten ließ und halb bestürzt und

staunend aus Florians Erklärung weiter folgerte: „Du meinst doch nicht, Kamilla könne wirklich im Umsturz alles Bestehenden das Heil der Welt und ihrer eigenen Lebensaufgabe finden, könne wirklich die Pläne jener tollen Auswürflinge theilen und realisiren wollen?“

„Wir haben uns getrennt, weil ich ihre Ueberzeugung nicht zu ändern vermochte — den Vater, die Heimath, ihr Eigenthum hat sie verlassen, aufgegeben, weil sie Dem allein zu folgen entschlossen war, was ihr das Rechte hieß,“ — sagte Florian ruhig.

„Nein!“ unterbrach ihn Joseph heftig, „wenn die Frauen Schwärmerinnen werden, so sind sie es doch nie für eine Idee, sondern nur für eine Person — so ist es wahr, was man mir gesagt hat, Kamilla liebt — und nur aus leidenschaftlicher Liebe hat sie jedes Vorurtheil mit Füßen getreten.“

„Davon weiß ich Nichts,“ sagte Florian, und seine beinahe lächelnde Ruhe contrastirte seltsam mit der Aufgeregtheit des zurückgekehrten Freundes. „Kamilla's Herz war damals frei von Liebe, war es bis dahin geblieben, und ich hoffe, es ist noch jetzt frei davon. Das mag seltsam scheinen bei einem Mädchen ihres Alters und vollends in unserem weicheren Süden, wo das Blut heißer in allen Adern rollt, und die Frauen weder die Prüderie noch die Philosophie kennen, welche in nördlicheren Himmelsstrichen das weibliche Geschlecht beherrscht, und

wenn nicht vor leidenschaftlichen und sinnlichen Wünschen, doch vor solchen Thaten bewahrt — aber Kamilla war so, vielleicht weil sie schon früh sich zu lieben eingebildet. Hast Du nicht sonst vom Kaplan Xaverius sprechen hören? Hast Du ihn nicht vielleicht selbst gekannt?"

„Er?" fragte Joseph verwundert — „ich erinnere mich seiner. Ein blasser, dunkelgelockter Jüngling, der dann so schrecklich endete?"

„Derselbe. Und wenn Du es noch nicht wußtest, so ahnst Du nun schon, warum er so schrecklich geendet!" Florian erzählte weiter: „Unser Hauskaplan war altersschwach und fast blind geworden, aber er sollte bis an sein Ende bei uns bleiben; da sandte man diesen Xaver zu seiner Unterstützung zu uns. Der junge Vicar war für unsere Kirche, unsern Glauben begeistert — es war, als ob er zugleich mit Feuer und mit Engelszungen gesprochen hätte — meine Schwester, damals siebzehn Jahre alt, erhielt von ihm den letzten Religionsunterricht. Unser alter Kaplan und der Dechant, der zuweilen zu uns kam, hatten nicht dazu dienen können, ihr besondere Ehrfurcht vor dem Priester einzuflößen, noch auch das Beispiel meines Vaters, der selbst immer in kalter Aufklärungs- und Spottsucht sich ergehend, Kirche und Priesterschaft nur für gut und nützlich hielt um der dumpfen Massen willen — aber dieser junge begeisterte Priester er-

schien ihr wie ein Gottgeweihter, dem sie sich selber weihen durfte — und indem er vor ihr am Altar stand, stand er auch zugleich auf dem Altar ihres Herzens. Er liebte das Mädchen, das er zu einer neuen Heiligen weiter erziehen und bilden wollte — und wußte es nicht. Sie liebte den Priester, der wie ein Lieblingsjünger des Herrn vor ihr wandelte und Liebe predigte — und wußt' es auch nicht. Es war bei ihr ein Gefühl, aus Andacht und Begeisterung gewoben, das an Ueberspannung grenzte — aber das ihr Herz vor jeder andern eitleren oder sinnlicheren Regung bewahrte. Eines Tages aber stürzte der Priester zu ihren Füßen, da sie zu den seinen segenbedürftig gelegen, gestand ihr seine Liebe und seine Sünde — seine Gedanken- und Herzenssünde gegen Kirchengesetz und Priestereid — und daran ist er zu Grunde gegangen. Kamilla theilte sein Erschrecken — der Schauder vor dem Abgrund, an dem sie stand, schüttelte sie, bis sie im Fieberschauer ihm erlag. Während sie im hitzigen Nervenfieber zwischen Leben und Sterben rang, wurde Xaver plötzlich aus unserm Schlosse abberufen, versetzt. Wir hörten eine Zeit lang Nichts von ihm. Nach Jahresfrist brachte ein schlichtes Landmädchen Kamilla ein Päckchen Schriften und eine Locke von Xaver. Die Ueberbringerin war seine Schwester. Er hatte Entsagung und Trennung und ein strafendes

Priestergericht nicht zugleich und nicht lange ertragen können — er hatte sein Leben freiwillig geendet. Seitdem haßte Kamilla die eigene Mutterkirche, seitdem ist ihr Ohr empfänglich geworden für jedes Gift der Neuerung und Ketzerei, seitdem hat sie aber auch nicht wieder geliebt. Die erste Liebe, die ihr nahe trat und ihr galt, war Sünde und mußte zum Tode führen — sie hat seitdem nicht wieder lieben wollen, vielleicht zuweilen gewaltsam die zartere Stimme des Herzens unterdrückt — vielleicht hat sie auch, bei der ihr eigenen Schwärmerei und Idealität noch keinen Gegenstand gefunden, welcher derselben genügt hätte — und gerade deshalb, weil sie für keine Person schwärmen mag und doch einmal schwärmen muß — so schwärmt sie für eine Idee — — Aber was meinst Du eigentlich, welche Gefahren sollen ihr drohen? Mögen ihre Gesinnungen sein welche sie wollen: sie ist ja doch ein Weib und eine Gräfin Zackony!"

„Um so schlimmer für sie!" rief Joseph, „um so schlimmer, wenn der eigene Vater gegen sie wüthet!"

„Mein Vater?" fragte Florian und schlug nachdenklich die Arme ineinander — „was weißt Du von meinem Vater?" Und er blickte mit durchdringendem Ausdruck in Joseph's Gesicht, als wolle er eine räthselhafte, undeutliche Schrift darin entziffern —

„Daß der Graf Zackony sagte, er habe keine Kinder mehr" — antwortete Joseph bedeutsam —

„Der alte Mann wird stumpf und schwach," sagte Florian mit kalter Ruhe — und hielt doch plötzlich inne, weil er Nichts hinzuzufügen wußte.

„Kamilla hätte ihn doch nicht verlassen sollen!" begann Joseph nach einer Pause wieder, „es könnte Alles gut werden, wenn sie wieder zu ihm zurückkehrte —"

„Er hat sie verflucht —" sagte Florian dumpf — „er hat sie aus dem Schlosse vertrieben —"

„Aber er würde sie wieder aufnehmen, wenn sie seine Vergebung anflehete —"

„Sie hat das vergeblich gethan — sie hat sich im Geiste vor ihm niedergeworfen und gedemüthigt, wie nie vor einem Menschen, weil er ja doch ihr Vater ist — aber es ist Alles umsonst, weil sie das Eine nicht thun mag, was er von ihr verlangt —"

„Warum weigert sie sich?" fragte Joseph mißvergnügt, „es ist doch nur eine Grille — da Dein Vater, Du und ich ahnen, wer der Flüchtling war, dem sie fortgeholfen und da er längst überm Meere, ist es nur Hartnäckigkeit von ihr, daß sie seinen Namen verschweigt." —

„Es wäre immer nicht das, sondern Vorsicht," versetzte Florian, „aber darum handelt es sich auch gar nicht, — mein Vater verlangt, daß sie Den oder Diejenigen

von seinen Leuten nennt, mit deren Hilfe ihr allein das Werk gelang — und das ist es, was sie nicht thut, niemals thun wird, wie ich sie kenne."

Joseph schlug unruhig die Füße übereinander und erwiderte eine Zeit lang Nichts. Endlich begann er wieder: „Aber wie kannst Du den Namen Deiner Schwester verunehren lassen, wenn Du sie wirklich liebst?" —

Florian fuhr zusammen und wurde todtenbleich bei dieser Frage; die blauen Adern seiner weißen Stirne begannen anzuschwellen, und seine Augen öffneten sich weit und drohend — aber er sagte kein Wort. —

Joseph antwortete nach einer Pause dieser stummen Gegenfrage: „Man sieht, daß Kamilla wie eine Verbannte in der Welt allein umherirrt, und weiß keinen Grund davon. In X. lebte sie, wie Du wohl wissen wirst, in ihr angemessenen aristokratischen Kreisen — plötzlich hat sie dieselben bei Nacht und Nebel verlassen — kaum weiß wohl Jemand warum und Niemand hat eine Spur von ihr. Die albernsten und nichtswürdigsten Gerüchte sind über sie verbreitet, und während die Einen glauben, sie sei vielleicht als Agentin und Propagandistin einer geheimen Umsturzpartei entlarvt und im Stillen verhaftet und fortgebracht, tasten Andere ihren weiblichen Ruf an und erschöpfen sich in der Erfindung unwürdiger Mährchen, die von der skandalsüchtigen Welt nur zu gern

geglaubt werden. Das Weib, das Mädchen hat in der öffentlichen Meinung und für sein ganzes Schicksal viel mehr verloren, als der Mann mit dem guten fleckenlosen Ruf." —

Florian hatte seine ganze frühere eisige Ruhe wieder. „Und wozu mir diese Deklamationen?" fragte er mit schneidender Kälte und dem Tone trotziger Verachtung in seiner Stimme.

Joseph rief zürnend: „Mein Himmel, wozu? Ich komme zu Dir, weil ich von Dir zu erfahren dachte, wo Deine Schwester sei — ja, weil ich glaubte, sie vielleicht bei Dir zu finden — von Dir Aufklärung zu erhalten über dies Alles, was mir noch jetzt räthselhaft ist und noch räthselhafter war ohne Deine vorige Mittheilung über Deinen Vater — vielleicht ist sie unwissend über Alles, was sie betrifft, vielleicht fehlt ihr — wie Vater und Bruder sich von ihr losgerissen, nur eine leitende Freundeshand, um sie von unpassenden Schritten zurückzuhalten oder doch davor zu warnen, vielleicht nur sie aufzuklären über ihre schiefe Stellung zu Welt und Menschen — ja vielleicht wäre es in meiner Macht wie in der ihren mit einem einzigen Worte dies Alles gut zu machen — wenn Kamilla meine Liebe nicht verschmähete, wenn sie meine Braut, meine Gemahlin würde." —

Er war in Feuer gerathen, und Florian unterbrach

ihn lächelnd: „Du sagtest vorhin, Deine Leidenschaft sei verraucht und Du könntest ihr jetzt die Bruderhand bieten.“ —

„Schwester oder Braut!“ rief Joseph begeistert, „mir gilt es gleich, wenn ich ihr nur dienen, sie schützen kann. — Wenn Du nicht weißt, wo sie ist — hast Du denn auch keine Ahnung, wo sie sein könnte?“

„Nein; ich sagte Dir schon, daß ich glaubte, sie sei noch in X.“ —

„So suche es zu erfahren — Euer Orden ist ja allwissend über das, was er wissen will?“

„Und wenn er es nicht will? — wenn ich selbst verhinderte, daß er es wollte?“ —

„Florian! ich werde irre an Dir — ich verstehe Dich nicht.“

„Ich glaube es!“ sagte der Unverstandene mit kaltem Lächeln. Dann sah er an die Uhr: „Es ist Sieben — ich habe mich um diese Zeit zu einer Unterredung mit einem Oberen versprochen und darf ihn nicht warten lassen. Wo wohnst Du?“

„Im goldenen Scepter. Wann kann ich Dich wieder sprechen?“

„Ich werde schon morgen Vormittag zu Dir kommen und wir besprechen dann das Weitere.“

„Gut, ich erwarte Dich bestimmt — möge die Nacht nicht Mißtrauen zwischen uns säen, sondern das alte Vertrauen neue Blüthen und Früchte treiben!“

So trennten sie sich.

Als Florian allein war, sah er mit ineinandergeschlagenen Armen vom Fenster aus dem Jugendfreunde nach, welcher, Hast und Aufregung in Gang und Mienen, unten zum Hause heraustrat und durch die Straßen eilte.

„Ein guter Junge — aber die Wahrheit kann er nicht ertragen — ein Schwächling; Kamilla ist nicht für ihn.“

Er trat vor den Spiegel und prüfte den Ausdruck seines Gesichtes. Der unerwartete Besuch hatte ihn ungewöhnlich aufgeregt. Eine ganze Welt langverhüllter Bilder und unterdrückter Empfindungen war in ihm wach geworden. Sein Vater — der strenge, stolze Greis — das einsame Schloß seiner Ahnen, der Schauplatz seiner heiteren Kindheit und seiner ringenden Jünglingszeit — die akademische Laufbahn — ihr toller Uebermuth, ihr faustischer Wissensdrang — Kamilla, an der seine Bruderliebe zur Schwärmerei geworden, die er zugleich bewunderte und bemitleidete, die ihn stolz gemacht und demüthig zugleich — dann Bianka — der Göttertraum leidenschaftlicher Liebe — eine glühende Flamme, lodernd, sengend, verlöschend — und nun dies mönchische Entsagen

— ein neuer Lebensweg und doch noch der alte Mensch — der alte Faust — der alte Titan, der den Himmel erstürmen möchte. —

Er hielt endlich inne mit diesen Gedanken — er dachte daran, daß sein Oberer ihn erwartete. Noch einen Blick in den Spiegel, damit das Antlitz nicht verrathe, wovon eben der ganze Mensch fieberhaft erzitterte. —

Dann ging er.

IX.

„Kochend wie aus Ofens Rachen,
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern;
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet."
Schiller.

Einige Tage nachdem Theobald in Hohenburg gewesen war, kam er bei nächtlicher Weile von einem Waldgang heim, wie er mit zu seinen Berufsgeschäften gehörte. Da sah er am östlichen Himmel einen glührothen Schein aufflammen — bis zum Sonnenaufgang war es noch lange und der Schein leuchtete in immer weiterer Verbreitung — schwarze Rauchwolken wälzten sich darüber hinweg — kein Zweifel konnte ihm bleiben: es war Feuer in nicht gar zu weiter Entfernung. Seiner Berechnung nach mußte es in Waldkirchen sein — dem freundlichen

Weberdorfe mit der Pfarrkirche, zu deren Gemeinde auch die Bewohner der Försterei gehörten.

Er öffnete schnell das Pförtchen zum Hofe der Försterei, dessen Schlüssel er bei sich führte, und eilte die Knechte zu wecken, die bei den Pferden schliefen. Dann pochte er auch an dem Fensterladen, hinter welchem der Oberförster schlief — und da dieser alsbald ein rauhes: „Was giebt's?" hören ließ, antwortete er:

„In Waldkirchen ist Feuer! ich eile sogleich dahin und wollte nur fragen, ob ich die Knechte und Pferde mitnehmen darf, die vielleicht nöthig sein möchten?"

„So, so," antwortete der Oberförster, der sich indeß erhoben und den Fensterladen geöffnet hatte und sich zugleich schlaftrunken, erschrocken und verdrüßlich sein Hauskäppchen aufsetzte, das er nun mit der linken Hand unschlüssig auf dem Kopfe hin und herschob, „da muß man freilich zu Hilfe eilen — sonst war ich auch mit Einer der Ersten — die Waldwärter werden wohl auch hingehen — aber nehmt mir nur die Pferde in Acht — die beiden Braunen und das Reitpferd — aber die andern laßt mir zu Hause." Der Oberförster hatte ein gutes Herz, aber nicht nur für die Menschen, auch für die Thiere — er bedauerte die Pferde, die so zur ungewohnten Stunde in die Nacht hinaus mußten, aufgestört aus der nächtlichen

Ruhe — aber er übte doch auch gern die Christenpflicht, den Nothleidenden zu Hilfe zu kommen.

Indeß nun die schlaftrunkenen Knechte die Pferde anschirrten und Theobald auch die beiden Waldwärter wachgerufen, steckte auch Margarethe, die im ersten Stock schlief, ihr Köpfchen heraus und rief: „Von hier oben sieht man die Gluth — die ganze linke Seite von Waldkirchen muß in Flammen stehen — Theobald! wenn Obdachlose Hilfe suchend umherirren, die bringe mit — und wenn Du an Ort und Stelle irgend ein Geschäft für mich findest, so laß mich's wissen, daß ich Dir folge."

Theobald rief gerührt hinauf: „Gewiß, Gretchen, Du kannst Dich auf mich verlassen; ich fürchte, ich werde dort genug Unglückliche finden, die Deiner liebreichen Hände bedürfen."

Damit schwang er sich auf's Pferd und sprengte zum Hofe hinaus, dem rothen Schein am Himmel entgegen.

„Fritz!" rief Margarethe dem einen Knechte zu, „Ihr kennt die arme Marie, die sonst bei uns diente; wenn es sie mit betroffen hätte, so sagt ihr ja, daß sie indeß mit dem Kinde wieder zu uns kommen mag."

Der Knecht brummte ein „Schon gut" und eilte mit den Andern und den Pferden Theobald nach, der schon ein großes Stück voraus war. Er blieb es auch und

war der Erste, der am Ziele ankam. Ein trauriges Ziel war es: ein brennendes Dorf.

Die Dörfer in dieser Gegend sind mehr stadtartig in langen Gassen gebaut, als ländlich. Die Ursache davon ist, daß ihre Bewohner mehr Gewerbe treiben als Ackerbau. Das Dorf liegt an einer Seite von langen, fast unabsehbaren Waldungen begrenzt, auf der andern von rauhem Gebirge, das nur wenig bebaut ist und dessen steinige, hochgelegene Aecker eine geringe Ernte liefern. Da sind nun keine großen Bauernhöfe zu finden, sondern nur kleine Garten- und Häusler-Nahrungen, deren Einwohner vom Weben oder Strumpfwirken leben und nur nebenbei das kleine Gärtchen vor der Thür oder den Kartoffelacker draußen bebauen, der ihnen zugefallen. Die Wenigsten haben eine Kuh, Viele nur Ziegen. Fast ist das Dorf übervölkert. Viele Familien wohnen in den kleinen Häusern zur Miethe, die kaum groß genug scheinen, eine Familie, wenn sie nicht klein ist, zu beherbergen. Diese nennen dann Nichts ihr Eigenthum als den Weber- oder Strumpfwirkerstuhl, der sie kümmerlich nährt. Die Waare liefern sie an den großen Händler in der nächsten Stadt, der ihnen das Garn dazu giebt und die Arbeit nach seinem Belieben bezahlt.

Waldkirchen ist kein unbedeutendes Dorf — es hat seine eigene Pfarre und Kirche. Die letztere ist ein

massives, ziemlich neues, geschmackvolles Gebäude, in ziemlich hoher Lage und von einem hügeligen Gottesacker umgeben. Von ihr abwärts ziehen sich wie zwei Flügel nach West und Süd die beiden Gassen des Dorfes, die kleinen, aus Holz und Lehm erbauten Häuser hier und da gar nicht, zuweilen nur durch kleine Gärten und Höfe mit Bretter- und Lattenzäunen von einander getrennt. Auf der Westseite war das Feuer ausgekommen und wüthete in beiden Häuserreihen der Gasse. Theobald sah, daß schon viele Häuser in Asche lagen, und gierig fraß die Flamme immer weiter nach der Kirche hinauf, die mit ihrem hohen Thurme majestätisch in hellster Beleuchtung glänzte. Der Wind wehte das Feuer auf sie zu. Wehlagen und Jammer erfüllten die Luft und Aufrufe zur Hilfe, die spurlos zu verhallen schienen.

Pfeilschnell jagte Theobald herbei. Eine Gruppe Weiber und Kinder, die unter herausgeworfenen Sachen hockend nur Schluchzen und Seufzer der Angst und Verzweiflung hören ließen, waren die ersten Dorfbewohner, die er gewahr ward. Als er an ihnen vorübersprengte, wichen sie plötzlich mit einer sonderbaren Art von ehrfurchtsvoller Scheu und freudiger Bestürzung zurück.

„Gott sei Dank!" riefen sie, „er kommt, er kommt, nun wird es schon aufhören!" Mit gefalteten Händen sahen sie Theobald nach, der diese Worte vernahm, ohne

daß er sie zu deuten wußte und achtlos darauf weiter jagte.

Aber da er jetzt zu der Stelle kam, wo die meisten Menschen mehr jammernd und gaffend als helfend und rettend versammelt waren, hörte er ähnliche Ausrufungen: „Er kommt, er kommt wirklich — wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten!“

Er sprang vom Pferde, rief einen Burschen herbei, der eben mit einem ermüdeten Gaule ein leeres Sturmfaß zum nicht allzufernen Flüßchen fahren wollte, sein Pferd mit dazu zu nehmen — er begriff die Mienen der Bestürzung nicht, mit der man ihn bei dieser Handlung von allen Seiten anstarrte und drängte sich weiter durch an den Ort der äußersten Gefahr. Die Löschanstalten waren höchst mangelhaft, Spritzen und Schläuche im schlechtesten Stande. Wenige nur suchten energisch zu helfen, die Meisten sahen müßig zu und Diejenigen, welche gern thätig sein wollten, rannten oft planlos wider einander und richteten nur größere Verwirrung an. Es fehlte an jeder Anordnung und Leitung. Theobald übersah sogleich, daß das Feuer die ganze Häuserreihe bis zum Gottesacker hinauf verzehren würde, wenn man nicht ein paar Gebäude niederrisse, auf diese Weise mehr Raum für die Löschapparate zu gewinnen und den Flammen kräftigen Einhalt zu thun. Eine elende Hütte war es,

die er zunächst zu diesem Zwecke bezeichnete — aber der Eigner derselben stellte sich drohend davor und rief: „Wer hier Hand anlegt, der hat's mit mir zu thun! wenn Einem das Haus niederbrennt, so kann man sich in sein Geschick ergeben — aber solch' ein Frevel — mit eigenen Händen niederreißen, was man noch erhalten kann!"

Die Meisten stimmten ihm bei und Theobald sah sich vergeblich nach Helfern um, seinen Vorschlag auszuführen, ja er wartete vergeblich auf ein Wort der Zustimmung. Und wie hierbei, so bemühte er sich auch vergeblich etwas Ordnung in das wüste Durcheinander der Löschenden zu bringen. Sie murrten: „Was hat denn Der zu befehlen! solch hochnäsiger Jägerbursch aus der Försterei, das wäre der Rechte, von dem wir uns commandiren ließen!"

„Was hilft all' Euer Löschen?" rief wieder ein Anderer, „wenn der Feuerreiter noch kommt, da wird's aufhören — und läßt er uns im Stiche, so nützt doch alle Mühe nichts!"

„Ist denn kein Richter, kein Pfarrer hier, dessen Ansehen etwas Ordnung schaffte?" rief Theobald zu einem Burschen gewendet, der sich immer bemüht hatte, seinen Angaben so viel als möglich Folge zu leisten.

Mit Achselzucken antwortete dieser: „Dort unten raucht noch die Stelle, wo das Haus des Richters gestanden

— dem ist es nun einerlei, ob noch Alles niederbrennt oder nicht — sein Haus ist nicht mehr zu retten — er hat Alles verloren und den Kopf dazu."

„Und der Pfarrer?" fragte Theobald weiter.

Der Bursche zuckte die Achsel: „Der Pfarrer! Du lieber Gott! Das ist ein alter Mann, der gern überall wegbleibt, wo es Gefahr giebt — und dessen Eigennutz man genug kennt, um nicht auf das zu hören, was er angeben würde — sein Substitut, der Herr Heimberg ist auch erst seit ein paar Wochen da und war einer von den Ersten, die mit Lärm machten — aber ich weiß nicht, wo er jetzt stecken mag."

„Der Heimberg?" redete ein älterer Weber in das Gespräch, „den haben sie vorhin für todt in die Pfarre getragen — er ist mit einer brennenden Stiege heruntergestürzt, wie er die Anne Marie, die gerade krank liegt, aus dem Feuer heraus getragen — seitdem fürchtet sich Jeder hinein zu gehen — dort aus dem Hause, das jetzt brennt, schrieen sie herab, vier kleine Kinder wären in der Bodenkammer eingeschlossen — aber wer soll sein Leben an die fremden Würmer wagen? — und Einer allein nützt auch Nichts — man kann doch nicht vier Kinder auf einmal tragen —"

„Wo ist das?" rief Theobald, der, indeß er diesem Gespräche mit halbem Ohre zugehört, immer rastlos an einem Schlauche gearbeitet hatte, der auf das Haus

gerichtet war, von dessen Einreißen die Leute durchaus Nichts wissen wollten.

„Ihr könnt es von hier nicht sehen," antwortete der Erzähler, „'s ist auf der andern Seite — die armen Kinder!"

„Und da steht Ihr so ruhig hier und erzählt's nur!" zürnte Theobald.

„Ich hab' Frau und Kinder — wenn's meine eigenen wären, wollt' ich's versuchen — aber fremde?" —

„So geht schnell an meinen Platz!" befahl Theobald und wieß ihn an den Schlauch, den er verließ, um sich auf der andern Seite zu der brennenden Hütte durchzudrängen.

Etwas mürrisch nahm jener den ihm angewiesenen Platz ein, der Bursche aber, der zuerst mit Theobald gesprochen, eilte diesem nach und sagte: „Ich will's mit Euch versuchen!"

„Das ist brav!" rief Theobald, „so wird es um so eher gelingen!"

Schnell drangen sie durch die Spritzen und Leute, die nur jammernd hinaufdeuteten, wo ein braunlockiger Knabe zu einem kleinen Fenster die Hände wehklagend herausstreckte — indeß seine Worte im Knattern und Prasseln des Feuers verhallten.

„Es ist zu spät! geht nicht hinein!" riefen Einige, „es geht Euch wie dem Kandidaten."

Aber die beiden Muthigen achteten nicht auf die Warnung — Theobald stürzte sich in die Flammen — sein Begleiter sagte zu einem nahestehenden Manne: „Wenn Du meine Rese siehst — und ich käme nicht wieder — so sag' ihr, daß sie nicht zu sehr um mich weinen soll — ich hab' an sie gedacht — aber ich kann nicht anders!" Mit diesem Rufe sprang er Theobald nach.

Und nun unten ein angstvolles Harren — die angelegten Leitern reichten wohl hinauf, aber man konnte sie nicht da anbringen, wo man die Kinder stehen sah — das Gebälk im Dache glimmte schon — gleichwohl war das Fenster noch unversehrt, aber zu klein, als daß selbst ein Kind sich hätte hindurch winden können — und die Kinder konnten weder Einsicht noch Kräfte und Geschick dazu haben, das Gewände durchzubrechen — — die eine Treppe hatte man die beiden Muthigen hinaufgehen sehen — dann waren sie verschwunden.

„Die kommen nicht wieder!"

Dann ein langgehaltener Schrei — brennende Balken stürzten vom Hause herab — ein heller Wasserstrahl aus der Spritze fuhr zischend in die Flammen — — das Kind am Fenster streckte die Hand nach dem Strahle aus wie der Schiffbrüchige nach dem rettenden Tau — aber

wie das Wasser in Nichts verschwand, taumelte auch das Kind zurück und man sah es nicht mehr. Plötzlich riefen die Zuschauer unten jubelnd und angstbeklommen zugleich:

„Da ist Wilhelm! er hat den großen Jungen gepackt und das Fenstergewände zerschlagen! Hilf Gott, daß er glücklich die Leiter erreicht!“

Wilhelm hieß der Bursche, der sich Theobald angeschlossen hatte — man sah ihn jetzt an dem Fenster, wie er über sich greifend das glimmende Dachgebälk zerschlug und zwei der Kinder — ein Wochenkind und den großen Knaben im Arme — oben auf dem Giebel wie über der Leiter schwebend erschien — an den Fuß der Leiter aber stürzte sich jetzt ein bleiches Weib — die Mutter der Kinder — sie hatte krank gelegen und man hatte zuerst sie selbst und ihr vorjüngstes Kind gerettet und sie fortgebracht, indem man sie glauben machte, die anderen Kinder würden auch in Sicherheit gebracht — aber da sie vergebens auf sie gewartet, überall nach ihnen gespähet hatte, ließ sie sich jetzt nicht mehr zurückhalten und stürzte wieder auf ihre Wohnung zu, welche Niemand mehr betreten wollte, seit nach der Rettung der Mutter das Element immer weiter um sich gegriffen — sie sah jetzt Wilhelm mit zweien ihrer Kinder, — sah, wie es ihm unmöglich war, mit beiden zugleich die Leiter zu erreichen, da er eine Hand brauchte, um sich oben anzuhalten. —

„Werft es herunter — das Kleine!" rief sie verzweiflungsvoll — „eine Mutter fängt ihr Kind schon auf!" — aber sie stieß doch einen furchtbaren, herzerschütternden Schrei aus, da Wilhelm ihrem Gebote Folge leistete, das wimmernde Kind in eine zerfetzte Decke knüpfte, die er aus der Kammer mitgenommen und es so herabschleuderte — da breitete sie mechanisch wieder ihre Arme aus — und in selbem Augenblicke fing sie ihr Letztgeborenes darin auf — sie sank in ihre Kniee zusammen — aber mit weit geöffneten Augen starrete sie hinauf und rief: „Ich hab' ihrer fünf und das ist erst das zweite!"

Aber eben kam Wilhelm mit dem dritten die Leiter herab und rief zu den Zuschauern: „Wo ist der Andere — der mit mir hineinging?"

Man hatte den Unbekannten nur einmal in den Flammen auflaufen und dann verschwinden sehen. —

„Wo sind die andern Kinder?" fragte man ihn dagegen, ziemlich unbekümmert um das Schicksal Theobalds — er war ja Allen ein Fremder, — er hatte im Dorfe befehlen wollen und nun mocht er's haben, wenn er selbst so unklug gewesen, sich blindlings in's Verderben zu stürzen — warum war er darüber erzürnt gewesen, daß Niemand gehen wollte — nun erfuhr er's, daß sie Recht gehabt, ihre Haut zu schonen. —

„Erst waren wir bei einander," erzählte Wilhelm, — „aber da wir halb vor Rauch erstickend in die Kammer traten, aus der wir wimmern hörten, sahen wir nur diese beiden Kinder darin — der große Knabe sagte aus, daß die beiden andern auf den Vorboden gegangen wären und sich wahrscheinlich in einen andern Winkel verkrochen hätten — ich wollte nach ihnen suchen — aber mein wackerer Kamerad rief: „Ihr sagtet ja vorhin, daß Ihr ein Mädchen hättet, das um Euch jammern würde, wenn Ihr nicht wiederkämet — um mich wird Niemand weinen als meine Mutter — brecht Ihr hier durch mit diesen beiden Kindern — ich suche die andern —" und so geschah's — „wenn er nun nicht schon heraus ist, so kann er nicht davon kommen!" Dies erzählend spähete Wilhelm immer nach dem Hause — auf einmal schrie er: „Da ist er — da sind sie — spritzt dorthin! — die Seile! — die Leitern! — er darf nicht verbrennen!"

An der andern Seite des Hauses auf einem brennenden Balken stand Theobald — zwei Kinder in einem Arm — mit der andern Hand tastete er nach einem glimmenden Balken, der näher nach der Straße hinlief, wo man spritzte — er fühlte, ob dieser andere Balken ihn wohl tragen würde — aber er wich dem Drucke seiner Hand und stürzte zusammen — ein Schrei des Entsetzens ging unten durch die Menge — Wilhelm half die Leiter anders

rücken — so nahe als möglich — schrie hinauf: „Kamerad, so rettest Du weder Dich noch die Kinder! — wirf sie herab! — was fällt, fällt! — springe nur Du allein — von unten brennt hier das Gebälk noch nicht!“

Aber Theobald schüttelte das schöne Lockenhaupt und stand mit dem, vom Glanze der Flamme überstrahlten Antlitz und den glimmenden Kleidern wie ein Gott des Feuers, hoch aufgerichtet im furchtbaren Element — warum stand er so still? — der nächste Augenblick entschied über Leben und Tod — er sammelte Kraft zu dem Sprunge, den er thun wollte — athmete auf — blickte noch einmal nach Oben — empfahl Gott seine Seele, sein Leben — blickte noch einmal nach Unten — und sprang — sprang mit den beiden Kindern im Arm, die bewußtlos, vom Rauche halb erstickt, darin ruheten — er sprang auf das Gebälk, das ihm Wilhelm von unten bezeichnet hatte — taumelte — das Gebälk krachte zusammen — aber noch einen muthigen Schwung und wie durch ein Wunder stand er auf der Leiter — sie schwankte auch, weil die Mauer schwankte, an der sie lehnte — aber nicht ganz glitt sie ab — viele Männer hatten sie unten erfaßt, mit Riesenkraft half dabei Wilhelm.

Theobald Merilla war unten — aber von der übermenschlichen Anstrengung erschöpft sank er bewußtlos mit gebrochenen Augen zusammen. Die Kinder hielt er noch immer fest, daß man sie nur gewaltsam aus seinen Armen

nehmen konnte, um sie in die der Mutter zu legen, die vor Angst halb sinnlos und keines Wortes mächtig war — sie lauschte nur, ob sie noch athmeten — lachte und weinte dann zugleich, wie sie Leben fühlte in den kleinen Körpern.

Theobald riß man die glimmenden Sachen vom Leibe und schaffte ihn aus dem Gedränge in die Laube eines abgelegenen Grasgartens. —

Da man kein Haus niederreißen mochte, so fraß das Feuer weiter, bis alle Häuser der Gasse und so des halben Dorfes verzehrt waren — dann endlich schien die Wuth des Elementes befriedigt, die Flammen waren erstickt, und nur schwarzer Rauch qualmte noch zum Himmel empor, an dem die goldene Sommersonne friedlich emporstieg und sonst nur den emsigen Fleiß dieser Dorfbewohner beleuchtend, heute auf händeringende Jammergestalten niederschauete, die unter Trümmern nach ihrer Habe suchten und die Arbeit ihrer Hände, die Quelle ihrer Nahrung seit vielen Jahren, auf viele Jahre hinaus vernichtet fanden.

Der Substitut Heimberg, den man ohnmächtig in die Pfarre getragen hatte, war nur betäubt, aber nicht verletzt gewesen von dem hohen Sturz. Wenige Stunden Ruhe genügten, um ihn wieder soweit herzustellen, daß er, einige aufgeschlagene Stellen seiner Arme abgerechnet, sich wieder ziemlich frisch fühlte. Aus seiner stillen Stube

im obern Stock eilte er hinab in das untere Geschoß, wo man, wie er ahnete, seines tröstenden Zuspruchs bedürfen würde, denn viele der unglücklichen Abgebrannten waren darin aufgenommen worden, oder hatten wenigstens ihre Kinder und einige ihrer geringen Habseligkeiten hierher geflüchtet.

Der Pfarrer Vomilius war in der That wie Wilhelm ihn geschildert hatte: ein schwachsinnig gewordener Greis, der aber nicht an seine Altersschwäche glauben wollte und es sehr verdrießlich fand, von der oberen Kirchenbehörde sich einen Substituten octroyirt zu sehen, dem er noch dazu einen, wenn auch nur sehr geringen Theil seines ziemlich guten Einkommens abgeben mußte. Der Pfarrer war allerdings ein wenig geizig; seiner Gemeinde erließ er keinen Heller von dem, was ihm zukam und übrigens kümmerte er sich nicht sehr um dieselbe. Die Oekonomie, die zu seiner Pfarre gehörte, war ihm das Liebste dabei, und er war stolz darauf, sie in der That auf einen ziemlich guten Stand gehoben zu haben. Dies abgerechnet, war er ein seelensguter Mann, der gern mit der ganzen Welt in Frieden lebte, wenn man keine Ansprüche an seinen geistlichen Rath und an seinen Geldbeutel machte. Das Traurigste für ihn war, daß er doch eigentlich nur für lachende Erben sammelte, denn er hatte keine Kinder, und seine Frau war nicht viel jünger als er. Aber die Pfarrerin war noch viel kräftiger

und frischer als er und ihm überhaupt von jeher voraus gewesen im Besitz geistiger Gaben. Viel öfter suchten die Leute bei ihr geistlichen Rath und Zuspruch, als bei dem Pfarrer, dessen bestimmte stehende Redensarten in den gleichen Fällen durch ihre steten Wiederholungen im Dorfe so sehr bekannt waren, daß man es nicht der Mühe werth fand, das schon oft Gehörte sich noch persönlich wiederholen zu lassen. Aber die Pfarrerin hatte eine liebreiche Art, mit den Leuten umzugehen und rechnete es sich gewissermaßen zur Ehre an, in sich selbst die geistliche Würde ihres Standes rein und lauter zu repräsentiren, die ihr Gatte so oft verletzte. Ohne daß sie je Etwas von den weiblichen Emancipationsideen der Neuzeit gehört hatte, zeigte sie sich doch von denselben durchdrungen durch die Stellung, welche sie einnahm und wie sie sich darin zu behaupten wußte. Denn alle die Geschäfte, welche außerhalb der Kirche dem Pfarrer zukamen, hatte sie übernommen. Die Kirchenbücher führte sie ganz allein und das kirchliche Rechnungswesen war nur in ihren Händen. Unverträglichen Ehegatten redete sie in das Gewissen und ihr Zuspruch half viel eher, als die amtlichen Aussöhneversuche ihres Mannes. Auf die Einnahmen und Gebühren sah sie so pünktlich wie dieser — das mußte in Ordnung und Richtigkeit sein — aber was sie mit der einen Hand genommen, gab sie oft doppelt mit der andern Hand wieder, „wenn es gut angewendet

war", wie sie sich ausdrückte — suchte aber geschickt ihr Wohlthun dem Pfarrer zu verbergen oder doch zu verkleinern. In diesem Berufe, den sie selbst sich angeeignet hatte, fühlte sie sich befriedigt und wie ihr Mann gewöhnliche Schätze sammelte, sammelte sie Schätze der Erfahrung und praktischer Kenntnisse. Ihres Wirkens sich freudig bewußt, stimmte sie ganz mit ihrem Gatten überein, die Sendung eines Substituten in die Pfarre höchst überflüssig und widerwärtig zu finden — und der Candidat Richard Heimberg fand darum nur einen höchst frostigen Empfang.

Jetzt war er einige Wochen da — und obwohl er selbst anfangs sich sehr unbehaglich in diesen Verhältnissen fühlte, so war er doch durch ein Jahre langes Hauslehrerleben in adeligen Familien daran gewöhnt, sich in die Umstände zu schicken und auf herzliches Entgegenkommen zu verzichten. Aber sein anspruchsloses Wesen, die Milde und der edle Ernst seines Charakters begannen bereits die Vorurtheile zu entwaffnen, mit denen er aufgenommen worden. Durch seine thätige Hülfe bei dem Feuer und die Unerschrockenheit, womit er selbst sein Leben an die Rettung einer armen Frau gewagt, hatte er die Herzen der Dorfbewohner schnell gewonnen — auch das Vorurtheil der Pfarrerin war entwaffnet und zur warmen Theilnahme umgewandelt.

Richard Heimberg trat jetzt in ein großes Gemach, das, eigentlich zu Pfarrconferenzen, Confirmandenstunden und derartigen Zwecken bestimmt, nur mit wenig Möbeln versehen war — jetzt aber fand er es angefüllt mit den verschiedensten Gegenständen — ein wirres Durcheinander aus den Flammen geretteter Habseligkeiten, dazwischen hin und wieder suchend die Besitzer derselben, Männer und Weiber, die nach ihrem Eigenthum sich umsahen. In einer Ecke auf ausgebreitetem Stroh mehrere Kinder, die jetzt im sorglosen Frieden der Kindheit den von der vergangenen Schreckensnacht geraubten Schlaf nachholten — drei Kinder des Webers Bernhard waren dabei, die Theobald und Wilhelm so muthig gerettet hatten — mit dem jüngsten an der Brust saß die Mutter im Hintergrunde — der größte Knabe war draußen an der Brandstelle, um mit Andern im Schutt nach dem verlorenen Gute zu suchen — ob nicht Das oder Jenes noch brauchbar sich wiederfinde. Auch die kranke Anne Marie hockte hier in einem Winkel und streckte jetzt dem Eintretenden die Hand entgegen, mit Thränen der Dankbarkeit ihren Retter begrüßend. Die Pfarrerin stand in der Mitte des Zimmers — auf Ordnung zu sehen, und hatte in Wahrheit ihre Augen überall. Sie suchte selbst mit in das Chaos einige Ordnung zu bringen, das vor ihr ausgebreitet und aufgehäuft war, aber sie duldete nicht, daß Jemand nur ein Stücklein hervorzog und

an sich nahm, ohne sich vorher als Eigenthümer gehörig auszuweisen.

Da Frau Bernhard den Dank der Anne Marie hörte, wurde das Bedürfniß ihres Herzens, den Rettern ihrer Kinder auch die Hand zu drücken, immer unbezwinglicher, und sie sagte fast neidisch, die süße Wehmuth ihres Innern gewaltsam verbergend: „Ach, Anne Marie — Ihr habt nur für das eigene Leben zu danken, — aber mir haben sie's vierfach in meinen Kindern gerettet — dem braven Wilhelm, der jetzt immer noch draußen arbeitet, hab' ich mein Gott vergelt's schon gesagt — und mein Mann, der eben erst aus der Stadt zurückkam, wie Alles schon nieder war, hat's ihm auch gesagt — aber wenn ich nur wüßte, wo der Fremde hingekommen, der mir die Kleinen geholt, wie's Niemand sonst mehr gewagt! Mir ist Hören und Sehen vergangen, wie er herunterkam — der liebe Gott wird's vergeben — ich habe nur an die Kinder gedacht, daß ich sie wieder hatte, und nach Nichts weiter gesehen — Wer weiß, wer er war und wo er hingekommen?"

„'s ist der Feuerreiter gewesen, hat mir der Gottlieb erzählt," sagte Anne Marie, „er hat ihn sehen daher gesprengt kommen — ganz von Weitem — auf die Flammen zu — dann ist er aber vom Pferde gestiegen und hat selbst mit beim Löschen Hand angelegt — aber das

Pferd hat der Gottlieb allein wieder fortjagen sehen und das Feuer ist hinterdrein gehüpft.“ —

Die Pfarrerin warf Anne Marien einen verweisenden Blick zu und sagte: „Schwatzt solche Albernheiten nicht nach — Ihr wißt, daß ich das nicht hören mag, und daß es unchristlich ist — Gottlieb wird mir noch Rede stehen über das, was er da in den Tag hinein geredet hat.“ —

Der Substitut sah ebenfalls verwundert auf Anne Marie und die Pfarrerin, und wußte nicht, ob er eine Frage nach dieser seltsamen Aeußerung thun sollte — als in diesem Augenblick Wilhelm eintrat und auf die Herrin des Hauses zueilend, zu dieser sagte:

„Frau Pfarrerin — nicht wahr, Sie erlauben's, daß wir noch einen jungen feinen Herrn hier herein schaffen, der ganz matt in einem feuchten Grasgarten liegt, wo wir ihn unmöglich können länger liegen lassen — und in den Hütten drunten, wo schon Alles übereinander steckt, ist's auch zu schlecht für ihn — geholfen hat er beim Löschen und Retten wie Keiner, und kennt uns doch Alle nicht! Wär' er nicht gewesen, so —“ Wilhelm unterbrach sich, indem er die Kinder der Frau Bernhard gewahr ward, und sagte: „ach, da sind sie ja alle beisammen!“

Die Frau stürzte auf ihn zu und rief: „Meint Ihr den Engel, der Euch so tapfer geholfen. Und dem ist was geschehen? O daß ich ihm mit helfen könnte!

Aber wer ist's denn? Wirklich der —?" das Wort erstarb ihr auf der Zunge vor einem strafenden Blick der Pfarrerin.

„Ich hab's erst jetzt erfahren," sagte Wilhelm, „ich fand den Fritz, den Knecht des Oberförsters bei ihm — dem sagt' er, mit fortreiten könne er jetzt nicht — er möge aber heimkehren, damit der Oberförster nicht in Angst sei — um die Pferde — von ihm solle er nur ausrichten, er käme so bald wie möglich heim — aber ja nicht sagen, daß er so hier liege — er solle nur in der Oberförsterei erzählen, wie Viele abgebrannt — da würden sie dort schon allein wissen, womit sie helfen könnten. — Ich fragte nun den Fritz: „wer ist denn der Herr?" „Ein Verwandter vom Herrn Oberförster," sagt' er, „Herr Merilla und jetzt Forstsekretär — ich weiß gar nicht, was ich machen soll —: ich möcht' ihn nicht so verlassen — sie halten dort alle so viel auf ihn — aber wenn wir mit den Pferden noch länger als nöthig ausbleiben, zankt der Oberförster auch." — Da wagt' ich's auf die Güte der Frau Pfarrerin und sagte zum Fritz: so reit' nur heim und sag': Herr Merilla wär' in der Pfarre gut aufgehoben, — wir schaffen ihn hinein, und da wird er sich schon wieder erholen — und nun komm' ich eben her und wollte fragen —"

„Aber warum habt Ihr ihn denn nicht gleich mitgebracht?" unterbrach die Pfarrerin ungeduldig diese lange

Auseinandersetzung, „eilt nur, ihn herzuschaffen — er soll oben in die Gaststube — und Ihr sollt Recht haben, daß er in der Pfarre gut aufgehoben ist.“

Wilhelm und Frau Bernhard liefen hastig zur Thüre hinaus — sie wiederholte immer für sich: „Merilla“, um den Namen des fremden Mannes zu behalten, der ihr die schon verloren geglaubten Kinder gerettet; — Heimberg folgte ihnen auch, und da ihn die Pfarrerin freundlich zurückhalten wollte, sagte er mild zu dieser: „Ich fühle mich ganz wohl — wenn ich auch noch nicht genug Kräfte wieder habe, falls dies nöthig sein sollte, Herrn Merilla tragen oder führen zu helfen, so erlauben Sie mir doch, daß ich als Ihr Abgeordneter gehe und ihn in die Pfarre einlade.“ Vielleicht hätte seine angeborene Menschenfreundlichkeit und sein feiner Sinn für das Schickliche und die zarteren Formen höherer Bildung den Substituten allein schon zu diesem Entschluß gebracht — wesentlich jedoch trug auch die Nennung jenes Namens dazu bei. Er erinnerte sich gehört zu haben, daß Theobald Merilla nach seiner Begnadigung in die Waldeinsamkeit einer Försterei sich zurückgezogen habe — und empfand nun lebhaftes Interesse daran, sich ihm plötzlich so nahe zu sehen. Zu seinen Gesinnungsgenossen oder Bekannten hatte Heimberg niemals gehört, aber er hatte ihn nach seinem öffentlichen Wirken und — Dulden, immer als einen edlen Schwärmer betrachtet, dessen

Person er anders beurtheilte, als die Sache, an welche er sich hingegeben.

Da er jetzt mit Wilhelm ging, ließ er sich von diesem noch umständlich sein und Merilla's Wagstück erzählen, was Wilhelm mit Freude that, aber nicht ohne die fremde That in ein glänzenderes Licht zu setzen als die eigene.

Theobald ruhete in der Gartenlaube auf einem Bund Heu und, da er halb entkleidet war, mit einem Männermantel von grobem Tuch bedeckt. Sein schönes Antlitz war todtenbleich, aber seine Augen glänzten.

Wilhelm nahete sich ihm zuerst und sagte: „Herr Merilla, wir möchten Sie gern —"

Aber Theobald unterbrach ihn lächelnd: „Diese Nacht hieß es „Kamerad" und dabei mög' es jetzt auch bleiben — freilich bin ich ein schlechter Kamerad, daß ich so matt daliege, indeß Ihr Andern noch fortarbeiten könnt, aber ich denke, es wird bei mir auch bald wieder gehen" — und er richtete sich halb auf. —

Die Frau Bernhard kam plötzlich vor, knieete neben ihm nieder, küßte seine Hände und schluchzte: „Gott vergelt's — die Kinder sind mein — Ihr könnt's nicht denken, was da eine Mutter so fühlt und doch nicht sagen kann." —

„Ich hab' auch eine Mutter!" antwortete Theobald lächelnd, und um der armen Frau durch diese Gleichstellung

sich näher zu bringen und ihren Dank abzulenken — aber in der Hauptsache verfehlte er seinen Zweck — die Mutter konnte nun wieder nur an die Angst der andern Mutter denken — außer sich rief sie: „Auch eine Mutter! hätt' ich das gewußt! — was würde Eure Mutter empfinden, wenn sie wüßte, wie es Euch ergangen oder wenn Ihr gar ganz verunglückt wäret — o das fühlt nur eine Mutter! — ein so schmucker Sohn! — da hättet Ihr's nicht thun sollen!" —

Der Substitut unterbrach diesen Erguß: „Herr Merilla," sagte er in verbindlichem Tone, „ich bin aus der Pfarre abgeschickt, die zugleich auch meine Wohnung ist, um Sie dorthin zu bringen, wo Sie sich hoffentlich besser erholen können, als hier — wir haben das Ihren geehrten Verwandten bereits sagen lassen." —

„Wilhelm!" wandte sich Theobald an diesen, „das solltet Ihr ja nicht — dem Fritz habe ich verboten zu sagen, daß ich mich ein wenig verstaucht habe —"

„Der eine Waldwärter aus der Oberförsterei" — entschuldigte sich Wilhelm, „war schon fort und wird wohl schon von Ihnen erzählt haben, ehe der Fritz hinkommt — aber ich hoffe auch, daß Sie in der Pfarre sich bald erholen — eben so wie der Herr Substitut, von dem ich Ihnen gestern sagte." —

Theobald gab Heimberg die Hand: „Sie also waren es, der zuerst das gute Beispiel gegeben — aber man

wollte es uns zu einem warnenden machen — im Grunde ist es seltsam — immer und überall die alte Geschichte" — und ein mitleidiges Lächeln zuckte um Theobald's Lippen. Er richtete sich jetzt an Wilhelms Hand auf und erreichte, von dessen starkem Arme geführt, glücklich die Pfarre — aber nicht ohne gewaltsame Anstrengung. Nur mühsam brachte er einige Worte heraus, die ihn empfangende Pfarrerin zu begrüßen — sie wehrte jeden Dank ab, und überließ es der Sorge der Männer, ihn in das angewiesene Gemach und zu Bette zu bringen.

Der Substitut reichte ihm einen erquickenden Trank und blieb an seinem Lager.

Theobald sank bald in festen Schlaf.

X.

„Die Arbeit, die da lärmte,
Sie liegt in tiefer Ruh;
Der Gram auch, der sich härmte,
Schließt seine Augen zu.“

Eduard Kauffer.

Theobald hatte bis zur Abendröthe geschlafen. Sie trieb eben, gleich schwimmenden Rosenblättern auf blauer Fluth, zarte Wölkchen von Westen her und warf einen rosigen Schimmer durch das geöffnete Fenster an Theobalds Lager. Und derselbe Schein küßte Margarethens Wangen, die an diesem Fenster saß, nach diesem Lager hinüber spähete. Höher noch glühete er darauf, als Theobald erwachend, sich halb erhebend, sie gewahr wurde — einen prüfenden Blick auf alle Wände und Gegenstände warf, die ihn umgaben, und dann froh überrascht mit seiner zärtlichen Stimme rief: „Gretchen — Du

hier? — ist denn das nicht das Pfarrhaus zu Waldkirchen, in das sie mich brachten?" —

„Freilich ist's das!" antwortete Gretchen, und trat schüchtern ein wenig näher, „aber wundere Dich nur nicht, daß ich da bin! Wie sind wir erschrocken, da das Reitpferd ganz allein heimkam! Der Waldwärter sagte, es sei vor dem Feuer gescheuet und habe keinen Dienst mit thun mögen — und dann kam er und sagte, er wisse nicht, wo Du seiest — und dann der Fritz mit der Nachricht von Deiner Kühnheit, daß Du ganz ohnmächtig da gelegen und endlich in die Pfarre geschafft worden, wo Du wohl gute Pflege haben würdest! Wie waren wir in Angst! Und nun das Elend im ganzen Dorfe, das wir uns denken konnten! Ich packte zusammen, was wir entbehren konnten an Kleidern und Nahrungsmitteln, und der Fritz mußte mich herfahren — nun fand ich Dich so! Du schliefst und um Alles in der Welt mocht' ich Dich nicht wecken! — Der Vater band es mir auf die Seele, die Pferde nicht lange hier warten zu lassen, damit sie nicht wieder zur gewohnten Zeit um die Fütterung kämen, — da hab' ich denn die Anne Marie mit ihrem Kinde und noch ein paar Webermädchen, die hier im Wege wären, bei uns aber noch Unterkommen finden, statt meiner in den Wagen gepackt, und der Fritz ist nun wohl längst mit ihnen über alle Berge." —

„Und Du?“ fragte Theobald staunend. —

„Konnte ich denn gehen, wenn ich nicht wußte, ob Du die Augen wieder aufmachtest oder nicht? Wer sollte Dich denn pflegen? Im Hause ist lauter Wirrwarr — die Pfarrerin hat alle Hände voll zu thun — die Mägde haben den Kopf verloren, und thun das Unnöthigste zuerst, oder helfen den Abgebrannten weiter Nichts als mit klagen; der Pfarrer selbst geht nur immer von einer Thür zur andern, damit sie nicht offen bleibe, zieht an Schränken und Kommoden die Schlüssel ab, weil er immer fürchtet, es könne etwas gestohlen werden — aber dann ist wieder nach den verlegten Schlüsseln zu suchen.“

Theobald drohete Gretchen lächelnd mit dem Finger. —

„Es ist wahr,“ fuhr sie ernsthaft fort, „ich sollte mich bei solchem Unglück nicht über Etwas lustig machen — aber ich wollte Dir damit nur erklären, daß ich nicht fortfahren konnte und Dich hier Deinem ungewissen Schicksale überlassen.“ — Des andern Grundes zu ihrer scherzhaften Schilderung war Gretchen sich selbst kaum klar bewußt — sie wollte dahinter ihre freudige Rührung verstecken über Theobalds gestärktes Erwachen. Denn gleich allen in der Einsamkeit lebenden zarteren Naturen wußte sie Dem, was ihr Herz am Tiefsten bewegte, niemals Worte zu geben — sie wollte es nicht, selbst wenn sie es vermocht hätte. —

„Ich denke, ich habe mich nun so ziemlich wieder erholt,“ sagte Theobald — „nur die Brandwunde an der Schulter schmerzt noch ein wenig — aber morgen werde ich wohl wieder bis in die Oberförsterei gehen können und Du hättest meinetwegen doch nicht hier bleiben sollen.“ —

„Still!“ schalt Gretchen, „davon ist nun gar nicht zu reden — der Doktor will morgen früh wieder herauskommen und dann beurtheilen, ob Du zu uns heimfahren darfst — bis dahin bleib' ich hier — wenn diese Nacht hier im Hause die Andern etwas zur Ruhe sind, wollen die Pfarrerin und ich sehen, wie sich ein wenig Ordnung in die Verwirrung bringen läßt.“

„Kennst Du die Pfarrerin denn so gut?“ fragte Theobald.

„Doch gut genug wenigstens, um bei solchem Unglück einander hilfreiche Hand zu leisten!“ antwortete Margarethe. „Der Pfarrer ist unser Beichtvater — die Kirche ist von uns etwas weit, da sind wir freilich nicht oft hereingekommen, besonders seit der Pfarrer immer — älter geworden; die Pfarrerin ist meiner Mutter zu gelehrt und diese wohl jener zu einfach, als daß sie sich jemals hätten Freundinnen werden können. Sie besuchen sich jährlich vielleicht ein — zweimal — und da nennen sie sich alte Bekannte. Das ist so auf dem Lande! Ich bin der Pfarrerin immer noch das kleine Gretchen, das einmal ein paar Wochen hier war, als es beim Herrn

Pfarrer in die Präparationsstunde ging zur Confirmation — und sind seitdem auch schon einige Jahre vergangen, so weiß ich doch hier noch überall Bescheid im Hause — es ist da immer Alles so beim Alten geblieben, daß mir Nichts darin fremd oder neu ist als" — Gretchen stockte —

„Als —?" fragte Theobald.

„Nun ja! als der Substitut;" sagte sie erröthend. „Und doch! ich habe auch ihn schon einmal gesehen. Als ich im bewegten Jahre 1848 einmal ein paar Wochen in der Stadt war, hört' ich einen jungen Prediger, der ganz Liebe und Frieden sprach in einer Zeit, wo man selbst in den Kirchen dem politischen Gezänk nicht entgehen konnte — er sprach so hoch begeistert, so christlich schön! Seinen Namen konnt' ich nicht erfahren — ein junger Kandidat, hieß es; Niemand kannte ihn, Niemand kümmerte sich damals um die Verkünder des göttlichen Wortes — vorhin erkannte ich ihn wieder — der milde Ausdruck seines Gesichts erschien mir bekannt — aber ich wußte nicht, wo ich ihn gesehen — doch es bedurfte nur weniger Worte von ihm, so erinnerte ich mich noch seiner Stimme" — aber als habe sie zu viel über dies Thema geredet, brach sie plötzlich ab, stand auf und sagte: „Die Abendluft weht kühl in's Zimmer — ich will das Fenster schließen."

Mit beiden Händen ergriff er ihre kleine Rechte, drückte sie an sein Herz und flüsterte: „Gretchen! Du bist

so gütig gegen mich! Du weißt nicht, wie wohl Du mir damit thust! Wie oft war ich krank im Gefängniß, ohne daß eine weibliche Hand ihren zarten Dienst mir leistete — noch empfing ich je einen solchen von Männerhand — und nun bist Du so gut!“

Voll schönen Mitleids für das gegenwärtige Leiden wohl, doch noch mehr für jedes vergangene, sah sie ihm innig in die Augen und lispelte so sanft wie ein frommes Gebet: „Vergiß diese Jahre voll Entbehrung und Leid! ich kann es denken, wie tief sie sich in Dein Herz gegraben haben, aber denke lieber nicht daran! — sieh, ich will es Dir nur sagen: ich zittere immer, Du könntest die Menschen verachten, weil sie so unrecht an Dir gethan — und ich kann mir kein größeres Unglück denken, als die Menschen nicht mehr lieb zu haben! — Und wenn ich Dich nun eigentlich schelten wollte, daß Du Dein hohes Leben an das dunkle kleiner, armer Kinder gewagt — so war ich doch so froh, zu hören, daß Du so liebreich geholfen!“ —

„Gretchen!“ antwortete er sanft: „Ich habe sonst viel von den Frauen gehalten — aber dann kamen Zeiten und Erfahrungen, wo ich mindestens nahe daran war, Dein Geschlecht zu verachten — aber um mich davor zu bewahren, konnte mein Schicksal nichts Besseres thun, als mich in Deine Nähe zu bringen.“ —

Gretchen, deren feines Gehör ein leises Geräusch wahrgenommen hatte, sah sich jetzt nach dem Nebenzimmer um, dessen Thüre offen stand — sie gewahrte Richard Heimberg darin — ob er erst jetzt eingetreten, oder schon früher — sie wußt' es nicht — etwas verlegen, zog sie ihre Hand aus der Theobalds, trat einige Schritte zurück und blieb ihm die Antwort schuldig.

Da Heimberg sich bemerkt sah, näherte er sich bescheiden und sagte nicht ohne ein anspielendes Lächeln: „Es scheint Ihnen jetzt etwas wohler zu sein?"

„Gewiß!" antwortete Theobald munter, „und ich hoffe bald Ihrem guten Beispiele folgen und, statt müßig hier zu liegen, für die Unglücklichen thätig sein zu können. Das alte Sprichwort, das schnelle Hilfe doppelte Hilfe nennt, möchte hier besonders am Platze sein — wenn man mir Feder und Tinte gäbe, so könnte ich wenigstens —"

„Mit Schreiben mich gewaltsam aufregen" — fiel ihm Gretchen verweisend in's Wort, „daraus wird Nichts. Zum Glück ist auch kein Ueberfluß an Tintenfässern im Hause und steht Dir also keins zu Gebote." —

Der Substitut fuhr ergänzend fort: „Einen Aufruf in die officielle Zeitung habe ich bereits geschrieben und abgeschickt, der die Genehmigung des Herrn Pfarrers hatte, an den die Beiträge zu senden sind." —

„Das Dorf ist arm genug und das Unglück groß genug," sagte Theobald, „daß man auch jenseit der Landesgrenze Etwas dafür thun könnte — man sollte die Botschaft davon auf die Hohenburg senden — das gute Fräulein weiß gewiß Rath und Hilfe." —

„Die Nachricht wird man dort erhalten," antwortete Heimberg, „ein Webermädchen, deren Schwester dort dient, hat sich schon diesen Mittag dahin auf den Weg gemacht, um da einstweilen ein Obdach zu suchen — denn wir haben Allen, welche auswärts Verwandte haben und hier nicht beim Räumen helfen können, zugeredet, sich fortzubegeben — denn hier müßten sie auf freiem Felde wohnen, da die Häuser überfüllt sind. Aber es ist schwer, den Leuten mit vernünftigen Vorschlägen beizukommen! Zwar scheint es, sie haben seit dieser Nacht plötzliches Vertrauen zu mir gefaßt — allein auf meine Vorstellungen scheinen sie wenig genug zu geben — es bedarf des neuen Blickes auf die unglückliche Lage so Vieler, um nicht ungeduldig und hart ihnen noch vorzuwerfen, daß sie es eigentlich selbst verschuldet." —

Gretchen blickte ihn befremdet an: „Man sagt, daß das Feuer durch die Unvorsichtigkeit eines Mädchens ausgekommen, das dann mit Hilfe einiger andern Hausbewohner das Feuer in der Stille zu löschen suchte, anstatt sogleich Lärm zu machen — aber Sie können doch

nicht die falsche Furcht dieser Wenigen den andern Unglücklichen als Mitlast aufbürden?"

„Das gewiß nicht!" antwortete der Substitut, „ich meinte das Warten auf den Feuerreiter" —

„Ist er wirklich gekommen?" unterbrach ihn Gretchen lebhaft und man sah, wie ein leiser Schauer ihr liebliches Gesicht überrieselte. —

Heimberg blickte sie fast erstarrt vor Verwunderung an: „Wäre es möglich? Sie glaubten noch daran —?"

Gretchen ward roth bei seinem durchdringenden Blick, — schlug die Augen nieder und sagte: „Ich weiß es selbst nicht, ob ich so recht daran glaube oder nicht — wenn Sie es für Aberglauben halten, möchte ich mich dessen schämen — und doch weiß ich gegen Thatsachen nicht zu sprechen. Ich weiß, daß es genug geheime Kräfte in der Natur giebt, Wirkungen, deren Ursachen ich weder anzugeben noch zu begreifen vermag, als daß ich nicht am Ende auch an einen Feuerreiter glauben sollte — ich würde seine Kraft nicht als eine übernatürliche, sondern als eine natürliche auffassen, die kein größeres Wunder wäre, als unzählige andere Dinge, die nicht nur ich nicht verstehe, sondern deren Erklärung erst der Wissenschaft in ihrer weitern Entwickelung vorbehalten ist."

Dem Substituten kam diese zugleich anspruchslose und doch nicht ganz gewöhnliche Antwort so unerwartet, daß er fast entwaffnet davon war — als er endlich Etwas

entgegnen wollte, kam ihm Theobald mit der Frage zuvor: „Aber was ist's denn eigentlich mit dem Feuerreiter? Schon gestern, im Tumulte des Löschens hörte ich mehrmals davon sprechen — ja, einmal erschien es mir gar, als ob man mich selbst so genannt hätte. Ich hatte in der angestrengten Thätigkeit und dem Aufpassen, das nöthig war, um nur einigermaßen nützen zu können, nicht Zeit, auf das Geschwätz um mich zu hören."

„Mir ging es eben so," antwortete der Substitut, „und erst heute habe ich mir davon erzählen lassen. Vielleicht aber weiß Fräulein Hauenstein uns besser zu berichten," — er bereuete dieses Wort fast, da ihm Margarethe mit einem unbeschreiblichen Blick antwortete, der ihm anzuzeigen schien, daß sie sich verletzt fühlte — aber bescheiden sagte sie:

„Ein Gutsbesitzer der Umgegend, Oberst von Dornthal, wird hier der Feuerreiter genannt, weil er im Rufe steht, das Feuer bannen zu können. Einmal soll er sein eigenes Schloß gerettet haben — bei mehreren andern Feuern ist er erschienen und soll der Flamme Einhalt geboten haben. Auf seinem Rappen kommt er daher gesprengt, umreitet die Brandstelle dreimal — dann jagt er im Galopp davon und setzt über das nächste Wasser — das heißt, das Feuer hüpft ihm in Flämmchen nach und ertrinkt dann im Bach — an der Brandstätte aber hat es seine Kraft verloren und kann nicht weiter

um sich greifen — so erzählen sich's alle Leute — mein Vater hat ihn bei mehreren Feuern selbst gesehen. Wenn gar nichts Wahres daran wäre, würde er doch nicht kommen. Uebrigens ist der Oberst ein alter Bekannter und Gönner vom Vater, ein ganz ehrenwerther Mann, der manches Gute thut — daß man aber von dem Feuerbann mit ihm spricht, duldet er nicht. Ist aber irgendwo die Noth da, so darf man ihn rufen, und er kommt um der ärmsten Hütte willen. Es hat lange in der Gegend nicht gebrannt — und ich habe darum selbst gar nicht über den Feuerreiter nachgedacht, noch gegrübelt, Dem gegenüber, was auch die Eltern als wahr erzählen."

Theobald und Heimberg schüttelten beide den Kopf, und ersterer sagte dann: „Ich glaube, daß hier Aufklärung, wenn sie keine thatsächliche Erklärung ist, Nichts nützt — schlimm allerdings, wenn ein solcher Glaube die Leute vom eigenen Handeln abhielt." —

„Und so war es eben!" nahm Heimberg wieder erhitzt das Wort, „die Leute erwarteten den Feuerreiter und seine Hilfe, fanden darum, daß es sich gar nicht der Mühe verlohne, zu löschen, und da wir so unglücklich waren, diesen Aberglauben nicht zu kennen, so wußten wir gar nicht, welchen Feind wir hauptsächlich zu bekämpfen hatten — aber das Schlimmste ist noch, daß, wie ich heute erfahren und mir selbst zurecht gelegt, Sie selbst ganz unschuldigerweise diesem Aberglauben Vorschub geleistet.

Man spricht heute davon, oder streitet sich wenigstens darum, der Feuerreiter sei dagewesen, habe aber nur das halbe Dorf umreiten können — darum sei das Feuer am Ende der Gasse nicht zu der andern herübergesprungen — Einige behaupteten, ihn selbst daher sprengen gesehen zu haben — und dann das Roß allein über den Bach setzen — den Reiter nicht mit — sie streiten sich darum, was aus ihm geworden — und doch war der vermeintliche Feuerreiter Niemand anders wie Sie, Merilla."

„Ich entsinne mich," sagte dieser, „mit Freudenrufen und zugleich mit ängstlichen Blicken empfangen worden zu sein — ich wußte das nicht zu deuten und hatte auch nicht Zeit darüber nachzudenken —"

„Und der Rappe, den Du geritten," ergänzte Margarethe, „kam ledig zurück — der mag wohl über den Bach gesetzt und daß geheimnißvolle Roß des Obersten gewesen sein —"

„Und ich habe Recht," fuhr der Kandidat fort, „mit diesen Beweisen den Aberglauben zu bekämpfen, der vielleicht noch unheilvollere Folgen hat, als selbst die Thatlosigkeit dieser Nacht. Einige, welche freilich der Wahrheit getreu behaupten, der Feuerreiter sei gar nicht da gewesen, legen nun ihm all das Unglück zur Last und sehen in ihrer Erbitterung ganz darnach aus, als ob sie an dem Obersten wegen seines Ausbleibens irgendwie Rache nehmen wollten." —

Während die Drei in dieser Weise noch weiter sprachen, trat ein Knabe von etwa zwölf Jahren ein, nothdürftig bekleidet und blassen, verkümmerten Ansehens. Seine großen braunen Augen hatten einen listigen Ausdruck, er schlug sie aber jetzt nieder und richtete mit schüchterner, fast furchtsamer Stimme an Margarethe den Auftrag der Frau Pfarrerin aus: einen Augenblick zu ihr hinabzukommen. Dann wollte er sich sogleich wieder entfernen, aber indeß Margarethe dem Rufe Folge leistete, nahm der Substitut den Knaben bei der Hand und führte ihn nicht ohne Widerstreben desselben an Theobald's Lager mit den Worten:

„Der Herr hat mit dem Wilhelm Dich und Deine Geschwister gerettet mit Gefahr seines eigenen Lebens — Du siehst, daß er selbst davon verwundet daliegt — so danke ihm wenigstens.“

Der Knabe, Karl, das älteste Kind der Frau Bernhard, hielt Theobald linkisch die Hand hin, schaute verlegen zu Boden und sagte kein Wort.

Theobald erkannte jetzt in ihm denselben Knaben, den er am Tage seiner Ankunft in dieser Gegend im Walde beim Holzdiebstahl getroffen und dem er mitleidig seine Axt gelassen hatte. Es war, als fühle der Knabe, der seinerseits Theobald schon längst wieder erkannt, diesen Blick seines Erkennens — er schlug die Augen noch

mehr nieder, eine dunkle Röthe stieg auf seinen blassen Wangen auf — aber er sagte kein Wort.

„Ihr habt wohl gar Nichts gerettet?“ fragte Theobald theinehmend.

„Nichts als die Bettchen des Kleinsten,“ antwortete Karl, „der Webstuhl des Vates ist mit verbrannt und sonst Alles — bis auf — er stockte plötzlich —

„Bis auf was?“ fragte Theobald.

Der Knabe schwieg verlegen und ließ Theobald's Hand los — plötzlich fiel diesem Etwas ein — er sah Karl prüfend an und sagte: „Bis auf die Axt, mit der Wilhelm das Fenstergewände hinauswarf und die Du dann in der Hand hieltest —“

„Ja,“ sagte der Knabe mit plötzlich trotzigem Tone, ohne aufzusehen. —

Der Substitut war in das Nebenzimmer getreten, und erst jetzt, da sich Theobald mit dem Knaben allein sah, sagte er zu ihm leise, daß man es nicht weiter hören konnte, aber eindringlich:

„Ich weiß, daß Du mit dieser Axt mehrmals in unserm Forste Holz gestohlen hast, statt es aufzulesen, wie es armen Kindern erlaubt ist — aber das war Dir eine zu mühsame Arbeit — ich ließ Dir die Axt und Dich selbst laufen, obwohl es mir leicht gewesen wäre sie Dir zu nehmen und Dich bestrafen zu lassen — aber ich wartete auf eine Gelegenheit, wo ich Dir sagen konnte, daß

Du doppelt Unrecht gethan, weil Du es wiederholtest, nachdem ich schon einmal gut gegen Dich gewesen, und wo ich Dir ganz allein das Versprechen abnehmen konnte, künftig nicht wieder so schlecht zu handeln — ich wollte Dich nicht durch Strafe unglücklich, sondern durch Vergebung gut machen — das verstehst Du vielleicht jetzt noch nicht — aber Du verstehst, daß ich absichtlich Nachsicht mit Dir hatte, um zu sehen, ob Du nicht von Dir selbst besser würdest — Du verstehst, daß ich nun, nachdem ich mit eigener Gefahr Deine Geschwister gerettet habe und auch Dich und — Deine Axt gerettet hätte, wenn mir nicht Wilhelm damit zuvorgekommen — von Dir als Dank fordern kann, daß Du nun künftig kein Holz mehr stiehlst — Du weißt, daß das überhaupt unrecht ist — es ist aber auch unrecht gegen mich besonders, denn ich habe die Aufsicht darüber —"

Das erst verstockte Antlitz des Knaben nahm allmählig einen ganz veränderten Ausdruck an — ein tiefes Empfinden, Beschämung und Reue spiegelten sich jetzt deutlich darin — er hielt beide Hände vor die Augen und fing an zu weinen. —

„Wenn Ihr künftig Holz braucht — Du hast es im Sommer geholt, wo nicht einmal die Angst vor dem Erfrieren Dich zu schnellerer Arbeit trieb" — sagte Theobald, „so komm zu mir und ich werde Dir die Stelle anweisen, wo Du es wegnehmen kannst — und wenn Du

vielleicht zuweilen Zeit hast Etwas im Walde zu arbeiten und zu verdienen, so magst Du auch kommen, und ich werde Dir Arbeit verschaffen — denke nun immer daran, daß Dich der liebe Gott nur deshalb aus der furchtbaren Gefahr dieser Nacht gerettet hat, damit Du ein guter Mensch werdest, der fleißig ist und nicht stiehlt und seinen Eltern Freude macht — nun gieb mir die Hand darauf — ich bin nicht böse auf Dich, sondern ich habe Dich lieb, weil Du eigentlich ein guter Junge bist, der das Schlechte, was er manchmal gethan, nicht mehr thun wird, wenn er einmal versprochen gut zu sein."

Der Knabe schluchzete ganz laut und hatte keine Antwort als die Hand, die er mit immer abgewandtem Gesicht Theobald reichte.

Dieser schüttelte sie dann warm und sagte noch sanfter: „Nun geh hinab, mein Junge, und sieh zu, ob Du der Frau Pfarrerin etwas helfen kannst — oder Deiner Mutter."

Karl ging weinend hinaus. Er war so erschüttert, weil noch niemals Jemand so zu ihm gesprochen hatte. Seine Eltern, unter den Sorgen um das tägliche Brod fast erliegend, kümmerten sich wenig um ihn. Es hieß immer, er sei nun groß genug und könne Etwas verdienen. Er mußte außer den Schulstunden oft am Spulrade sitzen, und wenn ein jüngeres Geschwister ihn daraus ablöste, hieß es oft noch, er sei ein nichtsnutziger Junge.

Er wollte sich von diesen Vorwürfen reinigen und machte sich gern außer dem Hause allerlei zu thun, und es reizte ihn um so mehr, wenn ein wenig Geschick und Muth dazu gehörte, sich den Seinen nützlich zu machen. Wenn er Abends aus dem Walde mit einem Bündel Feuerholz heim kam — oder mit etwas Geld, das er nicht allein für mühsam gesuchte Waldbeeren, sondern auch für auf fremdem Felde gepflückte Schoten und dergleichen gelöst, so drückten sie ein Auge zu und fragten weiter nicht nach dem Woher. Wenn der Schulmeister etwas davon entdeckte, nannte er Karl einen durchtriebenen, gottlosen Buben, und ließ den Haselstock auf seinem Rücken tanzen — aber darüber oft bis zur Wuth erbittert, that nun Karl gerade oft absichtlich aus Trotz das Unrecht wieder, was er vorher nur aus Leichtsinn oder Noth, oder eigentlich — wie widersprechend es klingen mag — aus einem falschen Ehrgefühl begangen, weil er den Seinen nicht zur Last fallen wollte. Wer ihn sonst bei seiner kleinen bedenklichen Industrie ertappte, nannte ihn eine durchtriebene Range — eine Benennung, die er lachend hinnahm. Noch hatte Niemand zu ihm gesprochen, wie Theobald — Niemand ihm gesagt: „Du bist eigentlich ein guter Junge — Niemand ein freundlich mahnendes, noch weniger ein liebendes Wort zu ihm geredet — es war ihm, da er das hörte, als kehre sein ganzes Innere sich um — er wußte nicht wie ihm geschah, wußte Nichts zu denken, noch zu

sagen — er konnte nur schluchzen. — In der Pfarre wußte kein Mensch, was ihm geschehen — noch nie hatte ihn Jemand — selbst seine Mutter nicht — so weinen sehen — er schlich sich zum Hause hinaus durch den Hof und versteckte sich in den Winkel eines Schuppens, um dort unter altem Gerüll sich ungestört auszuweinen — —

Theobald war nicht lange allein, als der Doktor bei ihm erschien. Er erklärte seinen Zustand für nicht im mindesten mehr bedenklich — aber empfahl doch Schonung und verbot entschieden für die nächsten Tage eine Veränderung seines Aufenthaltes — eine Fahr- oder Fußpartie könne durch ihre Erschütterung die an sich leichte Wunde entzündlich machen. —

Der Substitut wollte, als die Nacht kam, für dieselbe bei Theobald bleiben — aber dieser behauptete Niemandes zu bedürfen, und daß Heimberg vielleicht noch mehr als er selbst ungestörte Nachtruhe nöthig habe. Sie waren eben noch in diesem freundlichen Streit, als der Knabe Karl eintrat und schüchtern mit immer noch niedergeschlagenen Augen zu Theobald sagte:

„Die Frau Pfarrerin meinte — wenn sie nichts dagegen hätten — ihr wär's recht —“

„Was denn?“ fragte Theobald und sann, wovon wohl die Rede sein könnte —

Karl stockte erst und brachte endlich heraus:

„Wenn Sie die Nacht was brauchten, könnten Sie mich gleich hinunter schicken —"

„Dich — Du sollst wohl bei mir bleiben?" fragte der Kranke überrascht weiter. —

Die Verwunderung im Tone seiner Stimme ängstete den Kleinen. —

„Ach, Herr! Sie mögen mich gewiß nicht!" rief er, und die Thränen traten wieder in seine Augen. —

„Nein, nein, ich mag Dich wohl!" entgegnete Theobald rasch, „es ist abgemacht, Du bleibst die Nacht bei mir — ach, ich sehe, man hat Dir bereits Dein Lager mitgegeben," fuhr er fort, als er eine Strohmatte gewahrte, die Karl bei seinem Eintritt in einen Winkel gelegt hatte — „darauf schläfst Du, und ich werde Dich rufen, sobald ich Dich brauche. Aber nun sage mir einmal aufrichtig: schickt Dich die Frau Pfarrerin zu mir, oder Fräulein Margarethe, oder Deine Mutter — oder —" er hielt inne und sah den Knaben prüfend in die Augen. —

Und dieser schlug sie jetzt zum Erstenmale frei und mit einem kindlich offenen Ausdruck zu Theobald auf, indem er gestand:

„Ich habe die Frau Pfarrerin um die Erlaubniß gebeten, weil ich gern bei Ihnen sein wollte, und sie sagte: ich möchte Sie selbst fragen." —

Theobald ließ es jetzt mit seinem Examen genug sein — er sah, welch glücklichen Eindruck er auf das

unterdrückte Gemüth des Knaben gemacht und wollte dies in seiner ersten schönen Erregung nicht durch zergliedernde Fragen beirren — wie segnend und vergebend legte er seine Hand auf das reuige Haupt, das sich unwillkürlich vor ihm beugte, und sagte dazu nur einfach: „Siehst Du, Karl! so bist Du ein guter Junge!“ —

Am zweiten Tage nach dem Feuer, bald nach Mittag, erschien in Waldkirchen ein hoch gepackter Reisewagen, wie man dergleichen in dieser Gegend selten sah, und hielt vor der Dorfschenke, die vom Feuer unversehrt, aber bis oben hinauf von Unglücklichen gefüllt war, die Habe und Obdach verloren hatten.

Zwei Damen stiegen aus dem Wagen: Amalie von Hohenburg und Kamilla Zackony. Aber sie kamen nicht als Vergnügungsreisende, und das Gepäck, das man auf ihrem Wagen angebracht sah, war kein Reisegepäck, sondern enthielt Nahrungsmittel, Kleidungsstücke und einige Betten für die bedürftigsten Abgebrannten. Die Gastwirthin, die erst ganz erschrocken den Wagen hatte ankommen sehen, hieß ihre Gäste jetzt auf das höchste willkommen.

Das Mädchen, das am Tage zuvor von Waldkirchen nach der Hohenburg gegangen war, hatte dort eine getreue Schilderung des schrecklichen Unglücks geliefert. Fräulein Hohenburg, wie immer zum Helfen bereit, erklärte sogleich, daß sie den Unglücklichen in ihrer Weise augenblicklich mit

Sachen und Lebensmitteln beistehen würde — was die Pflicht der Nächststehenden sei, gleichviel ob die Unglücklichen Angehörige eines andern Staates seien oder nicht. Geld möchten und würden die Entfernteren senden — aber jetzt sei die nächste thätige Hilfe die nöthigste. Das Mädchen hatte ferner erzählt, wie ein junger Fremder aus der Försterei der thätigste Helfer beim Feuer gewesen und nun beschädigt darnieder liege in der Pfarre — Kamilla sprach mit zitternder Lippe den Namen: Theobald Merilla aus — und das Mädchen bestätigte: „ich dächte, so hätte man ihn genannt."

Wenn er stürbe! wenn er darum ein Märtyrer gewesen wäre, darum gefangen und nun wieder frei, um auf einem elenden Dorfe an Brandwunden zu sterben für ein paar arme Kinder, die, wenn auch jetzt gerettet, doch vielleicht bald vor Hunger sterben oder doch an ihm untergehen! Wenn er stürbe unter den fremden Menschen, unverstanden in seinen heiligsten Interessen! Keine Seele bei ihm, die den entfernten Genossen erzähle, wie treu er bis zum letzten Augenblick gewesen und seine letzten Grüße ihnen bringe, sein Testament: getreulich auszuhalten in Noth und Tod bis zum Ende!

Kamilla hatte das tiefste Mitleid empfunden mit den Bewohnern von Waldkirchen und leistete Amalien hilfreiche Hand, als diese all' ihre Vorräthe untersuchte und das Entbehrliche ausschied zur helfenden Liebesgabe — aber

sie konnte das schöne bleiche Bild Theobalds dabei nicht los werden — und doch vermochte sie ihren Empfindungen kaum Worte zu geben. Unwiderstehlich zog es sie nach Waldkirchen, selbst zu sehen, zu erfahren, was aus Theobald geworden — und wenn es so sein müßte, einen letzten Abschied zu nehmen von dem Sterbenden, den sie kaum gefunden. —

Obwohl sie sich selbst vollkommen klar war, daß sein Schicksal mehr als das aller Andern ihr nahe ging, sie erregte bis zur furchtbarsten Angst — obwohl sie dies bei sich nur den Antheil an einem verehrten Dichter, einen geistigen Kampfgenossen nannte, so hielt doch jungfräuliche Scheu sie ab, Amalien dies Alles zu bekennen. Aber sie redete ihr zu, selbst nach Waldkirchen zu fahren, und bot sich zur Begleiterin an, um an Ort und Stelle zu sehen, wie Alles stände, und womit und auf welche Weise zu helfen sei. Amalie machte erst einige Schwierigkeiten, fand den Weg zu weit und fürchtete durch ein persönliches Kommen mehr zu belästigen und zu stören, als zu erfreuen und zu nützen. Aber Kamilla baute ihren Plan auf Amaliens Neigung, überall lieber die helfende Schwesterhand zu bieten, als eine von Weitem vornehm hingeworfene Gabe — und so erreichte sie ihr Ziel.

Die beiden Damen waren in Waldkirchen angekommen, und Kamilla athmete erleichtert auf, nachdem sie erfahren, daß der Fremde im Pfarrhause außer aller Ge-

fahr sei; Amalie hatte sich ohnehin dahin begeben wollen, die Vertheilung ihrer Gaben der Pfarrerin zu überlassen, und da sie nun erfuhr, daß Margaretha dort sei, hoffte sie in ihr eine freundliche Vermittlerin mit der ihr unbekannten Pfarrerfamilie zu finden. Es war auch so. Gretchen wußte in ihrer naiv kindlichen Weise schnell die verschiedensten Persönlichkeiten zu vermitteln, wenn ihr dieselben nicht mehr fremd waren. So geschah es auch jetzt. Indeß die Pfarrerin und Amalie durch ein gleiches Bemühen für einen gemeinschaftlichen Zweck einander schnell bekannt wurden, erzählte Gretchen Kamilla die in der äußersten Spannung gehörte That und Verwundung ihres Vetters. Sie schloß damit daß er nicht nur außer Gefahr, sondern auch aus dem Bette sei, und bat um die Erlaubniß, ihn von der Anwesenheit der Damen in Kenntniß setzen zu dürfen. Mit einem seligen Lächeln belohnte sie Kamilla dafür.

Theobald empfing diese Nachricht mit nicht geringerer Freude. Er fühlte sich kräftig genug die Treppe hinabzugehen und that es an Heimbergs Arme, der eben bei ihm war.

In ihrer freudigen Erregung entging es Kamilla, daß Heimberg, als er ihren Namen: Gräfin Zackony, nennen hörte, sie scharf in's Auge faßte und indeß seine Züge einen befremdeten Ausdruck annahmen, sein Mund Nichts zu erwiedern wußte. Kamilla achtete gar nicht au

ihn und machte Theobald Vorwürfe über seine Kühnheit — er nahm sie lächelnd hin und sagte, sie seien hoffentlich nicht ernstlich gemeint — denn der Mensch, dessen Kraft am innern Feuer gehärtet, könne auch wohl in ein äußeres sich werfen, wenn es die Rettung armer Brüder gälte. —

Aber Kamilla war so tief innerlich bewegt, da sie die Angst ungegründet fand, die sie hierhergetrieben, und die sie natürlich nicht gestand — Theobald so angenehm überrascht durch dies unerwartete Wiedersehen, daß Beide sich auf einmal wie alte Bekannte gegenüberstanden und in fast vertraulichem Tone zusammen sprachen. Vielleicht — sagte sich nachher Jedes von ihnen — hatte auch nur der gemeinsame Blick auf eine große Zahl unglücklicher Menschen ihre Herzen theilnehmenden Gefühlen geöffnet und sie die conventionellen Schranken des Alltagslebens vergessen lassen. Theobald sah in Kamilla keine herablassende Gräfin Zackony, sondern nur ein mitempfindendes Mädchen.

Eine Stunde war pfeilschnell vergangen. Amalie hatte das Nöthige besprochen und besorgt, den innigsten Dank und zugleich doch neue Bitten und Aufträge empfangen, und fuhr nun wieder mit Kamilla davon, nicht ohne Gretchen und Theobald nach seiner Genesung auf Schloß Hohenburg eingeladen zu haben.

Da sie fortfuhren, sagte der Substitut zu Theobald mit Bestimmtheit: „Die Zackony's machen Propaganda für die römische Kirche — und darum also auch die Wohl-

thaten über die Grenze herüber in ein protestantisches Dorf — der alte Graf Zackony ist eine Hauptstütze der katholischen Kirche und sein Sohn Florian ist offen Jesuit. Was will diese Zackony hier? — sie ist Nichts als ein geschicktes Werkzeug in der Hand ihres durchtriebenen Bruders — obwohl sie zum Schein sich mit ihm entzweit stellt. Eine alte Taktik der Jesuiten!" —

XI.

„Es ist das Schloß ein alter Bau —
Man sieht es weithin stolz und grau
Die Tannen überragen;
Zu Füßen ihm ein Garten liegt,
Wie wohl ein blühend Kind umschmiegt
Das Knie des Aeltervaters."

Theodor Fontane.

Kamilla Zackony war bereits seit einigen Wochen bei Amalien von Hohenburg, die in einem still beschaulichen, und doch nicht unthätigen Dasein fast so schnell wie ebenso viel Tage vergingen.

Amalie war der helfende schirmende Engel ihres ganzen Dorfes, ja der ganzen Umgegend geworden. Sie hatte selbst sehr wenig Bedürfnisse und lebte einfach ohne aristokratischen Glanz und verweichlichenden Luxus, um von Dem, was sie ersparte, Andern nützen zu können. Aber dieses Ersparungssystem artete niemals zum Unschönen und Unbequemen aus. Am Schlosse selbst, das

sie halbverfallen überkommen, war jede schadhafte Stelle passend restaurirt worden, und die innere Einrichtung desselben erwies sich einfach, zum Theil altmodisch, wie sie eben vorgefunden war, aber von der höchsten Sauberkeit und Nettigkeit. Fiel das Auge nur auf wenig luxuriöse Gegenstände, so vermißte es dennoch keine Bequemlichkeit und ward nirgends von einem Stäubchen oder sonst einem Zeichen der Unordnung gestört. Amalie hielt nur eine kleine Dienerschaft — einen Diener, der zugleich Kutscher war, eine alte Wirthschafterin, die sie im Schlosse vorgefunden hatte, und ein Stubenmädchen. Die Oekonomie des Gutes besorgte ein Verwalter, der mit seiner Frau und dem nöthigen Gesinde ein Haus im Vorhofe bewohnte.

In der Nachbarschaft fand Amalie wenig Umgang. Die Hohenburg liegt von jeder Stadt entfernt, und die aristokratischen Familien, die auf ihren anliegenden Gütern einige Sommermonate zubrachten, unterließen zwar niemals der Besitzerin von Hohenburg ihren Besuch zu machen, sie dann und wann zu sich einzuladen und ihr sonst alle Achtung zu bezeugen —; aber ihre Interessen hatten von denen Amaliens eine zu verschiedene Richtung, als daß ein freundschaftliches Annähern möglich gewesen wäre. Man lächelte über Amaliens Eifer für Andere zu leben, und wenn Einige ihre Begriffe verschroben nannten, sagten Andere, sie sei zu gut für diese Welt.

Der hauptsächlichste Umgang Amaliens war der

Pater Valerius und seine Schwester Eusebia. Beide wohnten unten im Dorfe. Der Pater war der Seelsorger des Ortes. Er war ein noch ziemlich junger Mann und von Begeisterung für sein heiliges Amt durchdrungen. Ohne hervorragende Geistesgaben zu besitzen, trug er doch ein von lebendiger Menschenliebe erfülltes Herz in der Brust. Seit einigen Jahren in dieser Gemeinde lebend, hatte er die Liebe derselben durch seine Freundlichkeit und Milde, sein Wohlthun und Beistehen erworben. Seine Stelle war klein und er selbst arm, aber er hatte dennoch immer zu geben den Dürftigen. Seine Schwester ersparte ihm eine Wirthschafterin und fand dabei immer noch Zeit durch Unterrichtertheilen im Nähen und Schneidern für einen billigen Lohn an die Dorfmädchen, Etwas zu verdienen.

Es konnte nicht fehlen, daß Amalie mit diesem Geschwisterpaare bald in die innigste Verbindung kam. Sie war selbst katholisch und Valerius ward also ihr Beichtvater. Amaliens Religiosität hing nicht an Dogmen — sie übte dasselbe praktische Christenthum, das Valerius verkündigte. Es war ihr gleich, unter welcher Form dies geschah, wenn es nur vom Hauch der Liebe beseelt unter den Menschen erschien und segenbringend für sie wirkte. Amalie wurde von dem Pater in ihren Bestrebungen unterstützt. Sie gründete auf ihrem Schlosse eine Anstalt zur Aufnahme kleiner Kinder, die noch nicht in die Schule

gingen — eine Art Kleinkinderbewahranstalt, in der sie selbst tägtich ein paar Stunden die Kinder durch heitere Spiele und Gesänge zu unterrichten suchte, indessen sie für die übrige Zeit der ältesten Tochter des Verwalters die Beaufsichtigung derselben übertrug. Für ältere Mädchen richtete sie eine Nähschule ein, in denen Eusebia des Nachmittags Diejenigen unterrichtete, welche zu arm waren, Etwas dafür zu bezahlen. Was die Kinder arbeiteten, wurde verkauft. — Sie erhielten aber das Geld selbst nicht, sondern es ward ihnen nur in einem Buche gut geschrieben und sparkassenartig Zins zu Zins geschlagen, daß sie dann das so Verdiente zu einer Art Aussteuer erhielten, wenn sie gefirmelt waren und nun irgend einen Dienst suchten — oder dafern sie es nicht früher brauchten, wenn sie sich verheiratheten. Diesen ältern Mädchen gab sie auch wöchentlich einigen Unterricht im Lesen und Vorlesen und im Verstehen des Gelesenen. Alljährlich veranstaltete Amalie irgend eine Lotterie oder Sammlung unter der umwohnenden Aristokratie zum Besten ihrer Stiftungen, für die ihre eignen Mittel nicht ausreichten. Sie war so liebenswürdig bei ihren Bitten, so bescheiden in ihren Ansprüchen, so dankbar für jede, auch die geringste Gabe, daß sie nirgend eine abschlägliche Antwort erhielt. Freilich erklärte sie oft, daß sie gern auf jeden Beitrag für ihre Anstalten verzichten wollte, wenn die andern Herrschaften ihrem Beispiele folgen und Aehnliches gründen

würden — allein sie fanden es Alle viel bequemer, einmal jährlich Etwas zu geben und dafür wohlthätig genannt und mit Dank überschüttet zu werden, als wie sich täglich soviel Unbequemlichkeit zu machen, wie Amalie sich selbst bereitete und ihnen zumuthen wollte.

So blieb ihr allein die Mühe, aber auch allein der Dank der armen Bewohner der Gegend. Denn diese Kinderanstalten waren es ja nicht allein, die von ihrer Güte zeugten. Ueberall, wo Hilfe Noth that, wendete man sich an sie — und hatte sie auch nicht Hilfe bei jedem Unglück, so doch immer einen verständigen, freundlichen Rath, ein tröstendes Wort. Schon ehe sie gebeten wurde, suchte sie zu helfen, wie es sich bei dem Brandunglück von Waldkirchen auch gezeigt hatte.

Da hatte denn auch Kamilla, die durch ihre Anwesenheit ihre Freundin in keinem ihrer Liebeswerke hemmen wollte, nützliche Beschäftigungen dabei für sich gefunden, unter denen ihr die Tage unbemerkt verstrichen. Oft und gern auch war sie allein und genoß mit Entzücken die ungestörte Einsamkeit dieses ländlichen Aufenthaltes in einer der reizendsten Gegenden. Sie war müde vom Leben der großen Städte, müde von den Erfahrungen der letzten Zeit und athmete erleichtert auf zwischen diesen Bergen, die vor einer Welt voll Verfolgung, Untreue und Verleumdung sie zu schützen schienen!

Aber dennoch wartete sie mit Spannung auf Nachrichten aus X.

Endlich kam ein Brief, dessen Handschrift sie gleich erkannte, auch ehe sie die Unterschrift gelesen: — Alexander.

Er meldete ihr, daß er es vorgezogen, sich nunmehr auch aus der Residenz zu entfernen, da ihn seine Freunde gewarnt und seine Anwesenheit nicht mehr nöthig sei. In dunkeln Ausdrücken deutete er an, daß vierzehn Tage nach Kamilla's Abreise das Erwartete geschehen, aber nicht gelungen sei. Am Schlusse fügte er hinzu, daß der alte Morbeck verhaftet worden. Er selbst wollte von seinem neuen Aufenthaltsort — gegenwärtig schrieb er auf der Reise, nur einige Stunden von der Residenz entfernt — wieder schreiben und erwartete von ihr, aus einem poste restante nach X. gesandten Briefe zu erfahren, ob er sie auf Hohenburg aufsuchen dürfe oder nicht. Von ihrer plötzlichen Abreise habe man einige Zeit in den Salons gesprochen — die Regierungsräthin Altenhof versichere, Gräfin Zackony sei in ihre Heimath zu ihrem Vater zurückgekehrt — und es sei so plötzlich und ohne Abschied geschehen, weil dieser krank geworden — die Davison's erzählten aber von der Einladung nach Hohenburg, und diese Widersprüche hatten einiges Befremden erregt, das nun aber beseitigt sei. In der Entfernung würde Kamilla Nichts zu befürchten haben, aber jetzt zurückzukehren, sei unstatthaft — in jeder Beziehung.

Dieser Brief erfüllte Kamilla mit Schmerz. Sie verstand zwischen den Zeilen zu lesen und kam dadurch zu einer traurigen Gewißheit.

Ein unglücklicher Ungar, der an dem Kampfe von 1849 auf eine Weise betheiligt war, daß er nicht zweifeln konnte, wenn man seiner habhaft würde, zum Strange verurtheilt und im besten Falle zu jahrelangem schweren Kerker in Eisen begnadigt zu werden, hatte sich bis jetzt unter falschem Namen und als Diener auf dem Gute eines mächtigen Edelherrn der ihm drohenden Strafe zu entziehen gewußt. Allein er war dort nicht mehr sicher, und es erschien nothwendig, ihm weiter fort und bis in Englands oder Amerika's schützendes Asyl zu verhelfen. Um dorthin zu gelangen, mußte er seinen Weg durch die Residenz X. nehmen. Dort war der alte Morbeck, ein schlichter Handwerker — Klempner, Besitzer eines eignen kleinen Hauses und ziemlich einträglichen Geschäftes — von der Ankunft des Ungarn in Kenntniß gesetzt worden und zur Aufnahme desselben bereit. Morbeck war anscheinend kein Mensch der Partei. In der Zeit der größten politischen Erregung hatte er still für sich und sein Geschäft gelebt, war nie in einen Verein gegangen und hatte zu manchen Schritten der Volkspartei verdrießlich den Kopf geschüttelt, wiewohl er immer mit ihr stimmte. Auch nachdem dieselbe unterlegen war, enthielt er sich jedes Raisonnements, betrieb sein Geschäft ruhig weiter und zahlte gewissenhaft

seine Steuern. Was er aber erübrigen konnte, das verwandte er in der Stille, Diejenigen zu unterstützen, welche durch die Verhältnisse am unglücklichsten geworden waren: die Familien der Verbannten, Geflohenen, Gefangenen Ermordeten — und wie das allmälig im Laufe der Zeit sich in den Kreisen dieser immer weiter verbreitete, so wuchs auch das Vertrauen in „den Vater Morbeck," die Hilfsbedürftigen wendeten sich zunächst an ihn, seiner Güte, Klugheit und Verschwiegenheit vertrauend. So kam es denn, daß auch jener Ungar ihm von auswärts zur stillen Aufnahme und Weiterbeförderung empfohlen ward. Natürlich mußten, um ihm wirklich forthelfen zu können, noch einige Personen in das Geheimniß gezogen werden — und dazu gehörte Alexander, der damals noch unter dem Namen eines Barons von Sömmering unverdächtig in der Residenz seit einigen Wochen lebte und sich bei den Demokraten und auch bei Kamilla als Pole Alexander Cassinsky eingeführt und durch an ihn gerichtete Briefe bekannter Führer legitimirt hatte. Er versprach alles Mögliche, bei dieser Sache mitzuwirken und zog auch Kamilla mit in das Geheimniß. Ihr Bekanntsein mit den englischen Verhältnissen, ihre Adressen dahin konnten dem Flüchtling nützen, vielleicht konnte sie auch den Beistand der Engländer Davison, bei denen sie wohnte, für ihn gewinnen.

Constanzens Warnungen hatten Kamilla gezeigt, daß

sie bereits eine zu verdächtige Stellung einnehme, um dem Flüchtigen nützen zu können — und da sie das eingesehen und sich in der Residenz überflüssig gefunden hatte, gab sie Constanzens und Sömmerings Rath nach und verließ dieselbe.

Nun sah sie aus seinem Briefe, daß der erwartete Ungar an-, aber nicht durchgekommen war — daß der alte Morbeck verhaftet worden, jedenfalls weil man jenen bei ihm aufgegriffen, und daß Alexander die Residenz verließ, weil er Alles zu fürchten hatte, wenn der Sache weiter nachgespürt ward, oder der alte Morbeck nicht zu schweigen verstand. Von diesem hing es auch ab, ob Kamilla mit in diese Untersuchung verwickelt ward oder nicht — er hatte die englischen Adressen von ihrer Hand — und wenn dies auch keine Beweise waren, sie mit einem ernstlichen Prozeß zu bedrohen, so konnten sie doch durch beliebige Aussagen des alten Morbeck dazu gemacht werden — und jedenfalls reichte dieser Umstand hin, ihr vor der Hand die Rückkehr in die Residenz zu verleiden.

Außer durch den Gedanken, von der Großmuth eines ihr ziemlich fremden alten Mannes abzuhangen, fühlte sie sich auch noch durch jene Briefstelle beunruhigt, welche der widersprechenden Gerüchte über ihre Abreise erwähnte, und sie nahm sich darum vor, an Constanze zu schreiben, um von ihr, der Frau und Freundin, einiges Nähere über sich selbst zu hören, wonach sie den Mann, der ihr nicht

als Freund, sondern nur als Gesinnungsgenosse nahe getreten war, nicht fragen mochte.

Ueberhaupt fand sie keine Veranlassung, an Sömmering zu schreiben, noch seinen Besuch hier zu empfangen, wie er zu wünschen schien. Wie die Sachen standen, wußte sie genug, um vorsichtig zu sein und um einzusehen, daß eine Unterredung mit Alexander darüber ihr wohl einige Details mittheilen, aber weder für ihn noch für sie oder für Andere von Nutzen sein konnte. Sie durfte zwar voraussetzen, daß Amalie so freundlich, wie sie Merilla bei sich aufnahm, auch jeden Andern bei sich empfangen würde, der um Kamilla's willen auf die Hohenburg kam und von ihr als Gesinnungsgenosse begrüßt ward — sie würde im Falle der Noth vertrauensvoll Amalien um ein bergendes Asyl für Jeden gebeten haben, der dessen würdig und bedürftig war — aber ohne Noth wollte sie die Freundin keiner Verlegenheit, keinen Sorgen aussetzen und ihr stilles segenreiches Walten durch Hereinziehen fremder, unruhiger Elemente nicht unterbrechen.

Kamilla hatte Alexander nur als Bundesgenossen kennen gelernt, und wie die gemeinschaftlichen Interessen, hatten gemeinschaftliche Geheimnisse sie einander auch im Innern nahe gebracht wie im Aeußern — aber sonst bestand kein Band zwischen ihnen, ein gemeinsames Handeln war gegenwärtig nicht möglich — und Kamilla betrachtete Alexander ruhig als einen der Vielen, mit denen sie die

Verhältnisse einmal schnell in nahe Beziehungen gebracht, um dieselben dann ebenso schnell wieder zu lösen.

Statt an Alexander schrieb Kamilla an Constanze. Sie schrieb in dem ihr eignen, vertrauenden und doch nicht hingebenden Tone, der ihrem ganzen in sich abgeschlossenen und doch liebereichen Wesen gemäß war. Sie schilderte ihr gegenwärtiges Stillleben in der Natur, die Befriedigung, die ihr dasselbe gewähre, und bat zum Schluß um baldige Antwort und Nachrichten aus der Residenz — ob sie dort bereits vergessen sei, oder wie und worin man ihrer gedacht.

Diesen Brief hatte sie versiegelt und adressirt in das Wohnzimmer auf den Tisch gelegt, Amalien um Besorgung desselben zu bitten, und befand sich eben noch allein in dem Gemach, als der Diener Herrn Merilla meldete.

Kamilla war angenehm überrascht, ihn unerwartet wiederzusehen. Denn wenn sie auch erfahren, daß er am zweiten Tage, nachdem sie ihn in Waldkirchen gesehen, wieder hatte in die Försterei zurückgebracht werden können, und daß er nun schon längst wieder in den Wald gehe, so hatte sie doch nicht zu hoffen gewagt, er werde sein Versprechen, auf die Hohenburg zu kommen, sobald darauf erfüllen.

Er war bis an den „Blechhammer" geritten, hatte da unten sein Pferd eingestellt und auf einige Stunden den Wirthsleuten übergeben, indeß er, ohne zu sagen,

wohin er gehe, durch den Wald, und gerade da, wo kein Weg, über die ihm verpönte Grenze gegangen war. In dieser geraden, aber unwegsamen Richtung lag die Hohenburg nur etwa ein Stündchen vom „Blechhammer" entfernt. Dem Oberförster und den Seinen hatte Theobald Nichts von jener Instruction des Chausseeeinnehmers gesagt — dieser selbst hatte natürlich auch mit Niemand von jener abendlichen Begegnung gesprochen, da er dabei sich nicht gerade gewissenhaft gezeigt hatte; so war dem Oberförster auch sonst nichts darüber zu Ohren gekommen — und so fand er es unbedenklich, daß Theobald sich anbot, eine Jagdeinladung für den Verwalter von Hohenburg selbst dahin zu besorgen. An Fräulein Amalie wurden ihm tausend Grüße aufgetragen — und so eilte er denn dahin, glücklich, eine schickliche Gelegenheit gefunden zu haben, die Sehnsucht seines Herzens zu befriedigen.

Denn seit er Kamilla wieder gesehen, fühlte er seine Seele mit geheimnißvoller Macht immer näher zu ihr hingezogen. Durch Alles, was sie in Waldkirchen bei dem allgemeinen Unglück that und sprach, hatte sie ein weiblich mitleidiges Herz enthüllt, das jedem Unglücklichen, auch dem Geringsten gern helfen und ihn trösten möchte — ein feuchtes Auge, das eben so wenig mit seinen Thränen prahlt, als es sich empfindlich abwendet, um nicht von dem Anblick des Elendes verletzt zu werden — das sich nicht egoistisch verschließt, um sich eine Thräne zu ersparen.

Die Theilnahme, die sie ihm selbst gezeigt und die er noch mehr aus ihren Mienen, als aus ihren Worten herausgefunden, hatte ihn auf's Neue an ihre Worte von damals glauben lassen, da sein Name ihr zuerst genannt ward: daß dieser Name ihr ein werther gewesen, daß sie ihm Gesinnungsgenossin sei. Und doch konnt' er den Gedanken nicht los werden, ob nicht irgend ein geheimnißvoller Umstand sie in diese Einöde gebracht, in die sie gewissermaßen sich selbst verbannt zu haben schien, zu einer Freundin, die ihr in Jahren so weit voraus und in tausend andern Dingen so wesentlich verschieden von ihr erschien? Er mußte an die Zärtlichkeit der kleinen Theresia für sie denken, da er wieder die gleiche strahlend goldne Lockenfülle schaute — eine Haarfarbe, wie er sie nur auf alten spanischen Bildern, aber noch nie im Leben gesehen, außer an diesen beiden Wesen — und an die ganz gleiche Grafenkrone, in den Tüchern des Kindes und Kamilla's — aber doch konnte er sich nicht entschließen, den Verdacht weiter zu nähren, der bei Kamilla's erstem Besuch in ihm aufgestiegen war, noch weniger irgend ein Wort davon zu sprechen. Und da sprach nun wieder dieser Heimberg einen ganz andern Argwohn aus. Diese Gräfin Zackony im Dienste der Jesuiten — und darum hier — vielleicht abgesandt von dieser Partei, die humanen Anstalten Amaliens zu überwachen, vielleicht erst auszuspioniren und dann zuzusehen, wie dieselben zu Pflanzschulen jesuitischer

Propaganda sich machen ließen oder darin doch jedes freundliche Licht der Aufklärung und Humanität auszulöschen — vielleicht um Beweise zu sammeln gegen den Pater Valerius, der allgemein als ein guter und aufgeklärter Mann geachtet war, der mehr auf gute Sitten sah unter seinen Beichtkindern, denn auf ihr öfteres Beichten und Messehören. Theobald hatte in den wenig Tagen, die er in Heimbergs unmittelbarster Nähe zubrachte, in diesem ein edles, von wahrer Christenliebe durchdrungenes Gemüth gefunden, das, gleich ihm selbst — an die Verwirklichung christlicher Ideale von einem allgemeinen Liebes- und Bruderreiche glaubte und auch — gleich ihm — sich berufen fühlte, in seinem Kreise darauf hinzuarbeiten mit allen seinen Kräften, daß das Reich endlich komme. Aber einig im letzten Ziele gingen Ansichten und Bestrebungen der beiden jungen Männer doch weit auseinander. Theobald war ein getreuer Anhänger jener social demokratischen Richtung, die mit politischen Mitteln den Boden bereiten wollte für das Reich der Liebe und des Friedens — während Richard Heimberg der Ueberzeugung lebte, daß der offene Kampf, der endlich aus seinen politischen Bestrebungen hervorgegangen, ein übereilter und ungerechter gewesen, und daß nicht das Schwert, sondern nur das Wort voll Liebe und Frieden die Menschheit bessern und dann erst an der geläuterten das Werk der Erlösung vollenden könne. So hatte er in den bewegtesten Jahren der

Volkspartei, deren Führer auf energisches Handeln drangen, immer fern gestanden, und, ohne sie zu verdammen, oder zu verketzern, wenigstens nicht in ihren edleren Elementen, die er nie verkannte, hatte er über sie geweint und Versöhnung gepredigt, wo sie Kampf rief. Dadurch war er beinahe in eine feindliche Stellung zu ihr gekommen — und noch lange hielt er sie für die Urheberin des meisten Unheils, das über Deutschland gekommen war. Aber als mehr und mehr die neuen Zustände in Kirche und Schule eine Gestalt annahmen, die eben so wenig dem Ideal entsprachen, das Heimberg von einem neu geweckten christlichen Sinn erwartet hatte — und er in der That daraus nicht diesen, sondern nur einen kirchlichen Formensinn hervorgehen sah; da suchte er die Feinde seines christlichen Friedensreiches nicht mehr in den Reihen der geschlagenen Volkspartei, sondern im siegreichen Heerlager der Jesuiten, das seine Sendlinge offen durch die katholischen und heimlich durch die protestantischen Länder sandte. Sich selbst prieß er glücklich, als er aus einem ihm mehr und mehr verleideten Treiben einer großen Stadt und eines verhaßt gewordenen Hauslehrerberufes in einer aristokratischen, durch die letzten Ereignisse unerträglich hochmüthig gewordenen Familie in dies einsame Gebirgsdorf versetzt ward, wo er suchen wollte, in einer kleinen armen Gemeinde wenigstens ein innerliches Liebesreich zu gründen, als Vorgänger eines zugleich auch

äußerlichen. Aber er hatte schon immer bedenkliche Blicke auf die nahe Grenze des katholischen Nachbarlandes geworfen und beinahe jedes Wesen, das von dort herüberkam, begrüßte er mit Argwohn. Und so denn auch Kamilla Zackony, um so mehr, als es allerdings ihm bekannt war, daß ihr Vater eine Stütze des strengsten Katholicismus und sein Sohn Mitglied des Jesuitenordens. Er hatte gehört, daß seine Tochter Kamilla in England gewesen — und unter den vielen Gerüchten, die in denselben aristokratischen Kreisen, in denen er sonst als Hauslehrer gelebt, über sie verbreitet waren, hatte in ihm sich das als das glaubwürdigste festgesetzt, dem zu folge sie in England selbst für den Katholicismus thätig gewesen, der eben dort auch immer kühner auftrat. — Alles dies hatte Heimberg Theobald mitgetheilt — dieser vernahm es mit Kopfschütteln und trachtete nun um so mehr darnach, selbst prüfend sich dieser Kamilla zu nähern.

Er stand jetzt vor ihr, nachdem er schnell die Jagdeinladung im Hause des abwesenden Verwalters abgegeben und erzählte ihr, wie er unbemerkt über die Grenze gekommen — und wie es nun bei ihr stehe, ihn sofort wieder auszuweisen oder für seine Kühnheit auf jede beliebige Weise zu bestrafen oder bestrafen zu lassen.

Sie nahm als Scherz auf, was ebenso gut ein bitterer Ernst sein konnte, und wußte in heiteren Worten darauf zu entgegnen, wie die Hohenburg wohl verdiene, eine

Herberge der Gerechten genannt zu werden. Nach einigen allgemeinen und gleichgültigen Worten, die sie über Theobalds Befinden und die Zustände in Waldkirchen gewechselt hatten, sagte Kamilla:

„Es scheint fast, daß sich zwei Geächtete hier zusammengefunden, die nicht einmal das tröstende Vorrecht der Ausgestoßenen haben, sich einander als Schicksalsgenossen zu begrüßen. Warum denn nicht wenigstens als Glaubensgenossen? Ich finde in dem Namen Theobald Merilla und in Dem, was er litt und wie er's trug, Bürgschaft genug, um in ihm ein Mitglied jener unsichtbaren Gemeinschaft zu begrüßen, die als priesterliche Diener für den Tempel der Zukunft sich bereiten — aber das Wappen der Zackony scheint nicht zu dem einfachen Verbrüderungszeichen der Templer zu passen — ich glaubte Ihnen neulich schon angedeutet zu haben, daß ich auf derselben Seite stehe, wie Sie — und noch haben wir kein Wort in diesen Angelegenheiten gewechselt. Ich sehe darin Nichts als ein Zeichen Ihres Mißtrauens — das allgemeine fluchwürdige Zeichen dieser Zeit" —

„Wäre ich dann hierher gekommen, wenn ich mißtrauete?" fragte Theobald schnell — aber weil es eigentlich doch so war, fügte er gemessener hinzu: „Die Verhältnisse sind jetzt der Art, daß ich mich vergebens umsehe nach einem Wirken im früheren Sinne — die haben das bessere Theil erwählt, die gleich den Damen der

Hohenburg im Kleinen organisirend wirken — und da den Anfang bei den Bürgern der Zukunft machen."

„Es ist so viel Unglück in die Welt gekommen," sagte Kamilla, „daß für uns Frauen sich ein weiterer Wirkungskreis aufthat, den Verlassenen beizustehen und das Elend mildern zu helfen — ein weiblich stilles Geschäft — das uns aber aus der Verborgenheit doch auf den lauten Markt des Lebens trieb, dann dem Spott und dem Argwohne uns aussetzte — ein ganzes Märtyrerthum für eine kleine vereinzelte That."

Amalie kam bald und begrüßte Theobald freundlich. Sie lud ihn ein mit in's Freie, auf die oberste Terrasse zu gehen, wo einige Erfrischungen ihrer warteten. Indem man aufstand, fielen ihre Augen auf den Brief, den Kamilla vorhin hingelegt und Amalie sagte:

„Der Bote geht übermorgen erst auf die Post — wenn Herr Merilla die Güte hat, den Brief mit über die Grenze zu nehmen und mit den Forstsachen besorgen zu lassen, so kommt er viel früher an den Ort seiner Bestimmung, als wenn wir ihn von hier aus versenden." —

Amalie konnte nicht wissen, daß Merilla zu der ihr selbst unbekannten Empfängerin des Briefes in naher Beziehung gestanden. —

Kamilla wollte den Vorschlag ablehnen, aber Theobald hatte den Brief schon an sich genommen und versprach die gewissenhafteste Besorgung. Ein seltsames

Zucken flog dabei um seinen Mund, als er flüchtig die Adresse gelesen: „Frau Regierungsräthin Constanze von Altenhof.“ Sie, die ihrem Ideal und ihrer Liebe untreu geworden, war eine Freundin dieser Kamilla! Es war ihm, als müsse er nach ihr fragen und er that es doch nicht.

So ward ihm Kamilla immer unerklärlicher. Sie sprach begeisterte Worte, die wie ein schöner Wiederhall aus seinem eigenen Herzen ihn gemahnten, und er hätte ihre Hand ergreifen mögen wie die einer gleichgesinnten Schwester, oder seine Kniee vor ihr beugen wie vor einer priesterlichen Seherin — wenn er dann in ihre glänzenden Augen schauete, so konnte er an keinen Makel an ihr glauben, an keine Lüge, keine Heuchelei, keine einstudirte Rolle — „vielleicht“, dachte er, „ist sie gerade durch den Gegensatz zu einer selbstständigen und freien Lebensanschauung gekommen“ — der Brief in seiner Tasche ward ihm zum folternden Versucher — eine einzige Fingerbewegung — das Siegel sprang, und er wußte, was Constanze und Kamilla einander sein konnten, wußte vielleicht, wie Kamilla wirklich dachte, sah einen Theil wenigstens ihres geheimnißvollen Wesens sich enthüllt — aber heilig war ihm jedes Siegel, auch diese Grafenkrone, die jetzt an ihm zum Versucher werden wollte — das Siegel blieb unversehrt, und unentweiht von unbefugten Augen wußte er den Brief weiter zu befördern.

Kamilla hatte ihm gesagt, sie werde noch einige Zeit da bleiben und rechne darauf, ihn hier noch zu sehen. Die Sonne wollte untergehen, und Theobald durfte nicht länger auf Hohenburg säumen, wenn er nicht erst ganz spät in der Nacht in die Försterei zurückkehren wollte.

So hatte er auf's Neue ein paar Stunden in Kamilla's Nähe geweilt, und mußte sich gestehen, daß sein Herz lauter und wärmer schlug, sein ganzes Wesen höher sich hob, wenn sie mit begeisterten Blicken an seinen Worten hing und ihm selbst in ein Auge zu schauen verstattete, das vom reinsten Seelenadel verklärt zu leuchten schien — er versprach sich und ihr, wie sie darum bat, bald wieder zu kommen — aber nicht, wie er still bei sich selbst hinzufügte, um zu spähen und zu prüfen, sondern nur um sich ganz und vertrauend dem Glück des Augenblickes hinzugeben, das in ihrer Gegenwart gleich einem strahlenden Gestirn aus ihren Augen auf ihn niederblickte.

XII.

„Ernst aber feucht des Ritters Stirn,
In Fiebergluthen zuckt sein Hirn,
Als wollt' ein böses Ahnen
Geheimnißvoll ihn mahnen."

Ignaz Hub.

Theobald wußte nun schon trotz der einbrechenden Dunkelheit sich selbst einen Pfad durch den Wald zu bahnen, der ihn unangefochten über die Grenze und zu dem „Blechhammer" hinab leitete, der auf einer Waldwiese unten im Thale lag, wo eine nur wenig frequente Chaussée vorüber führte.

Theobald wollte sich hier nicht lange aufhalten — nur ein wenig ruhen und durch einen Trunk Bier sich erquicken. Er sagte das dem Schänkmädchen, der Eva, die mit einem verdrießlichem Gesichte an der Thür lehnte.

„Bring' es nur hier heraus," fügte er hinzu, „ich will nicht erst hinein in die Schänkstube gehen, die

Abendluft ist so schön — ich setze mich auf diese Steinbank vor die Thür" —

„Möcht's Euch auch kaum rathen hineinzugehen," entgegnete Eva, „sind wüste Gesellen drin, die wohl was Schlechtes unter sich zu berathen haben — schickten mich schon hinaus — hab' auch wenig Lust, solche Gäste zu bedienen" — mit diesen Worten ging sie in das Haus über die Flur und verschwand in der Kellerthür, — in demselben Augenblicke trat eine robuste männliche Gestalt aus der gegenüberliegenden Thüre der Schänkstube und rief mit heisern zornigem Tone: „Wenn das Mädchen etwa doch noch gehorcht hat, so mag sie da unten bleiben!" warf die Fallthür des Kellers in's Schloß und zog den Schlüssel ab.

Theobald wollte sogleich hervortreten und durch seine Dazwischenkunft und die einfache Bemerkung, daß er auf das Mädchen warte, dasselbe wieder befreien; aber als er noch mehrere Männerstimmen hörte, durch jene Bemerkung des Mädchens, diese jetzt vernommenen Worte und dieses auffällige Benehmen wohl ahnete, es wären hier einige Männer versammelt, die vielleicht etwas „Schlechtes im Schilde führten," wie Eva gesagt, daß er allein gegen Viele wohl wenig ausrichten und am wenigsten den schlechten Plan derselben verhindern könne, wenn er ihn gar nicht kenne — daß, da sie hier sich so eigenmächtig zu schallten erlaubten, die Wirthsleute entweder

mit ihnen einverstanden oder abwesend sein müßten — so zog er sich schnell etwas zurück, um vielleicht so noch zu erlauschen, um was es sich eigentlich handele.

Er hörte eine rauhe Stimme sagen: „Wie wir nach dem Pferd im Stalle fragten, sagte die Eva, es gehöre in die Försterei und werde heute noch abgeholt — wenn der Bursche kommt, das Mädchen findet und dieses wirklich etwas erschnappt hat, um es nun auszuplaudern, so sind wir nicht sicher; er kommt zu Pferde vor uns in Dörnthal an, uns zu verrathen oder doch wenigstens zu sagen, daß sie aufpassen" —

„Ach — so ein Jägerbursche mengt sich in Nichts, wenn man ihm nur keinen Hasen schießt, oder keinen Baum fällt" —

„Wenn's aber der Merilla ist — das ist ein ganz anderer Kerl" —

„Nun, so ist's das Gescheidteste, wir nehmen gleich das Pferd mit — und reiten statt seiner" —

„Dummes Zeug! das könnt' eine schöne Geschichte werden — man würde dann leicht unsere Spur haben — und Eile thut uns nicht Noth. Es ist erst acht Uhr und es taugt nicht, vor Mitternacht in Dörnthal zu sein — wir kommen noch Zeit genug" —

„So reißt dem Thiere ein paar Hufeisen ab und gebt ihm Eins auf's Bein, daß es lahm wird" —

Theobald hatte die Stimmen unterschieden, welche diese Unterhaltung führten, und schlich sich nun hinter dem Hause weg in den Hof, den er zum Glück von der Stelle aus erreichen konnte, wo er stand, und eilte in den Stall, das edle Thier seines Oheims vor Mißhandlungen zu schützen. —

Es mußte die Nähe seines Herrn wittern, denn es wieherte freudig auf, da er die Stallthür öffnete und zu ihm trat, obwohl es ganz finster im Raume war und von draußen nur ein matter Sternenschimmer hereinfiel — aber wenig Augenblicke und ein Laternenschein kam von der andern Seite. Ein verwegen aussehender Mensch, mit aufgestülpter Nase, struppigen kurzen Haaren und unordentlichem Anzug, so viel die Dunkelheit davon erkennen ließ, trat ein, ein Beil in der Hand — das er wahrscheinlich erst im Hause gesucht hatte, um damit, wie er vorhin sich ausgedrückt, dem Pferde „Eins auf's Bein" zu geben. Er fuhr zurück und rief barsch, da er einen Menschen bei dem Thier gewahrte: „Wer ist denn hier?"

„Einer, der sein Pferd holt," antwortete Theobald, „da hier heute Niemand zu hören scheint."

„So, so," sagte der verdächtige Mensch und zog sich zurück. Theobald stellte sich, als ob er weiter keine Notiz von ihm nähme, zog sein Pferd aus dem Stalle und schwang sich darauf, um fortzureiten. Er überlegte, daß so die Männer sicher gemacht würden, daß er noch Nichts

wisse, nur eben erst gekommen und die Eva noch nicht gesprochen — er ritt langsam, wie Jemand, der keine Eile hat, und beschloß, wieder nach dem Blechhammer umzukehren, wenn er annehmen konnte, daß die Kerle sich entfernt hatten — dann wollte er Eva zunächst befreien und von ihr hören, was sie wußte, oder wer diese Verbrecher waren — darnach hoffte er immer noch vor ihnen in Dörnthal zu sein und die verbrecherische Absicht dieser Männer vereiteln zu können, wenn er nur erst wußte, worauf sie gerichtet war.

Auf seinem Ritt sah er sich öfter um und da er nach kurzer Zeit drei Männer hinter sich herkommen, auf einem Kreuzweg aber links abbiegen und dann auf einem schmalen Waldweg verschwinden sah, lenkte er sein Roß um, und während er vorhin langsam fortgeritten, jagte er jetzt pfeilschnell wieder in den Blechhammer zurück.

Dort angekommen, sprang er schnell vom Pferde, band es an den nächsten Pfosten und eilte in das Haus. „Eva!“ rief er, „bist Du noch im Keller?“

„Herr Merilla! — Gott sei Dank — Ihr seid's!“ antwortete aus dem Keller Eva's Stimme vor Angst und Freude zitternd — „die Kerle sind fort — sie haben Euch doch kein Leids gethan?“

„Nein! nein! ich mußte Dich hier ein wenig stecken lassen, nicht weil ich etwa den Kampf mit ihnen gefürchtet hätte, sondern um sie lieber über mich zu täuschen — und

nachher desto sicherer ihre verbrecherische Absicht zu erfahren — Du hast doch nicht geplaudert, nicht gesagt, daß Du schon mit mir sprachst?"

„Nein, nein! — ich wollte lieber ewig hier stecken, als Euch in Gefahr bringen — ich sagte Nichts!" antwortete Eva, immer noch von unten — denn an der Kellerthür steckte kein Schlüssel, und Theobald suchte überall vergeblich darnach. —

„Bist Du ganz allein im Hause?" fragte er dabei verwundert weiter. —

„Es ist Jahrmarkt in der Stadt — der Herr und die Frau sind dahin gefahren mit den Kindern und sagten gleich, sie würden vor der Nacht nicht wieder kommen können — der Knecht sollte da bleiben — aber vorhin fragte er mich, ob ich mich fürchte, wenn er die freie Zeit benutze und in das nächste Darf zu seiner Liebsten gehe — ich ließ ihn in Gottes Namen gehen." —

Theobald wollte nicht viel Zeit verlieren mit Suchen — er betrachtete eine spitzige Axt, auf welche seine Blicke trafen, als guten Ersatz für den fehlenden Schlüssel und brach damit die Kellerthür gewaltsam auf — die elende Lampe, die in der Flur brannte, warf einen bleichen Schimmer auf Theobald, während Eva aus dem Keller emporstieg, ein trübe brennendes Talglicht in der einen Hand, dessen Flamme sie mit der andern vor dem Zugwind schützte, so daß ein voller rother Schein auf ihr

hübsches Gesicht fiel und die Spuren der ausgestandenen Angst darauf verwischte — dennoch zitterte ihre Hand, als sie mit derselben die Theobalds suchte und verschämt die Augen niederschlagend sagte:

„Wenn ich Euch danken könnte“ —

„Da ist Nichts zu danken!“ rief er abwehrend, „aber nun sage mir schnell, wer die Männer sind und was sie vor hatten, damit ich ihnen noch zuvorkomme?“ fragte er weiter, nachdem er schnell dem Mädchen erzählt hatte, warum er sich vorhin zurückgezogen und wie er im Stalle sein Pferd beschützt.

„Von den drei Männern,“ berichtete Eva, „kenne ich nur den einen — er ist aus Hohenburg und lebt wohl nur vom Paschen. Die Andern müssen auch wohl von drüben sein — aber ich kenne sie nicht, hört's nur an der Sprache. Keiner kam mit den Andern — es scheint, sie hatten verabredet, sich hier zu treffen. Als sie merkten, daß ich auf ihre Reden hörte, steckten sie mich hinaus — aber so viel habe ich doch schon weggekriegt, daß sie nach Dörnthal wollen, dort Feuer anlegen in den Oekonomiegebäuden und indessen Etwas aus dem Schlosse stehlen — aber ich konnte nicht verstehen, ob sie nur dort allerlei Schätze für sich rauben wollten als gewöhnliche Diebe, oder wichtige Papiere, oder ein Mädchen — es war von dem Allen untereinander die Rede, und ich konnte nicht klug daraus werden.“ —

„Im Schlosse zu Dörnthal?“ fragte Theobald kopfschüttelnd — „aber das wäre ja bei dem Obersten, den sie hier in der Gegend den Feuerreiter nennen?“

„Ja, bei demselben“ — antwortete Eva, „mir schien, sie rechnen eben gewiß darauf, daß er zu Hilfe reitet, wenn's in seiner eigenen Wirthschaft brennt — und daß sie dann unbehindert in's Schloß können; — wie ich schon lange hinaus war und wieder am Schlüsselloch horchte, hörte ich den Einen sagen: „da wird's heißen, es sei eine Strafe vom lieben Herrgott, weil der Feuerreiter nicht nach Waldkirchen gekommen — oder die Waldkirchner hätten's angezündet, weil sie so böse auf ihn waren, daß er nicht kam.“

„Er ist ja krank gewesen,“ sagte Theobald; „aber nun ist keine Zeit zu verlieren — ich muß nach Dörnthal; giebt's von hier einen nähern Weg dahin, als erst wieder bei der Oberförsterei vorbei?“

„Ihr könnt da vorbeireiten — das ist nur eine Viertelstunde um — möchtet sonst auch im Dunkeln den Weg versehen, der links abgeht, und einen weiten Umweg machen.“

„Desto besser,“ sagte Theobald, indem er sich auf sein Thier schwang, „so brauch' ich das Pferd jetzt nicht zu schonen, kann rasch reiten und es dort mit einem frischen vertauschen. Gute Nacht, Eva! Nun schließ' Dich ein und laß Niemand herein, außer wer in's Haus

gehört — es ist Eins besser wie das Andere. Erhole Dich von Deinem Schreck und wenn Dein Herr heim kommt, so bring ihm meinen Gruß und erzähle, was Du gehört und erlebt — aber sonst mache gegen Niemand ein Gerede von der Sache!"

„Ach, ich rede nie gern Etwas aus," erwiederte sie sich vertheidigend — „aber wenn Euch nur kein Leid geschieht." —

Er hatte keine Zeit, auf ihre Besorgnisse weiter zu hören, winkte ihr noch einmal gute Nacht zu und jagte davon.

Bei keiner geringeren Veranlassung, wie die war, so großes Unglück in der Nachbarschaft zu verhüten, hätte er gewagt, mit so erhitztem, schaumbedecktem Rosse in die Försterei heim zu kehren, wie es heute geschah. Die alte Hauspendule drinnen schlug gerade Neun, da er in den Hof hineinsprengte.

Der Oberförster schritt eben über den Hof, wo er im Seitengebäude nachgesehen hatte, ob der Waldwärter Franz Alles zur morgenden Jagd zurechtgemacht, und brummte ärgerlich darüber, daß der Theobald noch nicht da sei, dabei zu helfen, als dieser in den Hof sprengte.

„Na!" rief der Oberförster in übler Laune, „was keucht denn das Thier so? konntest wohl eine Stunde eher in Hohenburg fortreiten, daß Du nicht so zu hetzen brauchtest — habe mich schon geärgert, daß ich keinen

andern Boten schickte — und nun bringst Du mir das Thier so wieder!"

„Sie hätten Recht zu schelten, Oheim, wenn es wäre, wie Sie denken, — aber bereuen Sie nur nicht, daß ich Bote war, ein anderer hätte vielleicht nicht Gelegenheit gefunden, Ihrem werthen Freunde, dem Oberst Dörnthal, einen Dienst zu leisten — wie ich hoffe, es zu können — Fritz! führe das Pferd ein wenig hin und her, bis es abkühlt — Franz! kommt herab — wir wollen die Braunen satteln." —

„Was soll denn das —?" fragte der Oberförster ganz starr vor Staunen —: bist Du von Sinnen — die Braunen satteln — was fällt Dir auf einmal ein, zu kommandiren und zu befehlen? hast Du etwa" —

Theobald unterbrach den grollenden Alten und erzählte, was er so eben erlebt und vernommen — Franz war auf seinen Ruf herabgekommen und Gretchen, die längst am Fenster ängstlich nach Theobald ausgesehen, weil sie den Vater immer ungeduldiger und verdrießlicher auf ihn warten wußte, hatte jetzt gehört, wie er den Rückkehrenden mit unfreundlichen Worten empfing, war auch herbeigeeilt, um die üble Laune des Vaters zu mildern oder wenigstens zu neutralisiren, indem sie den Ausbruch derselben auf sich selbst mit lenkte, oder Theobald durch ihr schwesterlich liebreiches Wesen für die Rauhheit des Oheims entschädigte. —

Dem Oberförster war die Sache in jeder Weise sehr unangenehm — es verstand sich auch bei ihm von selbst, das Theobald und Franz sogleich nach Dörnthal ritten, die betreffenden Angaben und Warnungen dorthin zu bringen — er schätzte sich glücklich, daß er seinem verehrten Freund und Gönner, dem Obersten einen Dienst leisten konnte — aber diese Nachtpartie vor einer Jagd kam ihm für seine Leute und Pferde höchst ungelegen.

Dörnthal war zu Pferde, bei sehr schnellem Ritt, nicht unter zwei Stunden zu erreichen — und dann mußten die beiden vor Tag wieder zurück sein — welche Strapatzen in des Oberförsters Augen für die armen Thiere! Er konnte sich denken, wie sehr sie Theobald auf dem Hinweg antreiben würde! Aber nicht das allein: der Oberförster hatte nicht gern mit den Gerichten zu thun — und hier konnte es möglicherweise zu einer gerichtlichen Untersuchung kommen, in der zwar nicht einmal er selbst, aber doch sein Neffe als Zeuge aufzutreten hatte. Dieser Neffe war ein politisch Verurtheilter und hatte den anrüchigen Namen Theobald Merilla. Das konnte in hohen und höchsten Kreisen besprochen werden und manche Mißbilligung dem Oberförster zuziehen. Der Oberst von Dörnthal selbst war ein sehr conservativer Aristokrat — diesem selbst konnte der nächtliche Besuch Merilla's höchst ungelegen kommen — vielleicht noch ungelegener der Gedanke, sich ihm zu Dank verpflichtet

zu fühlen — und am ungelegensten, wenn der Zufall denselben vielleicht zum Mitwisser seiner Familiengeheimnisse machte. Denn der Oberförster wußte noch aus jener Zeit, wo er „Hundejunge" und „Jagdpage" gewesen war, zu gut, daß in den alten Schlössern, von glänzenden Wappen gleich wie von schützenden Schildern gedeckt, manche Geheimnisse verborgen lagen, die bald auf galante Abenteuer, bald auf modernes Raubritterthum sich gründend, nicht dazu taugten, vor den Augen eines Volksmannes, wie Merilla, enthüllt zu werden — und was dieser von Eva über Dokumenten- oder Kinderraub gehört, ließ ganz darauf schließen, daß jene verdächtigen Männer nicht aus eigenem Antrieb handelten, sondern zu dem Verbrechen gedungen waren. Der gute Oberförster war zwar weit davon entfernt, irgend ein Laster zu billigen, wenn es in aristokratischen Kreisen Eingang gefunden — allein er wollte nicht, daß es darin von einem Merilla entdeckt ward. Er wollte vor ihm kein Dementi des Adels.

Mit diesen Gedanken sah er durch die Dunkelheit den beiden Reitern nach, indessen Gretchen bange dachte: „Nun reitet er wieder einer Gefahr entgegen, um fremden Menschen zu helfen — er, dem Keiner geholfen hat — überall sieht er eine Gelegenheit, das Recht zu vertheidigen und das Unrecht zu sühnen — und Niemand wird es erkennen — Niemand ihm danken — sie fühlte eine

Thräne auf ihrer Wange, und damit man ihre rothgeweinten Augen nicht sehe, eilte sie schnell hinauf in ihre Kammer, kniete am Bettchen der kleinen Theresia nieder und indem sie Theobald dem Schutze des Himmels befahl, war es ihr, als bete auch das Kind mit für ihn, wie es so ruhig athmend da lag mit gefalteten Händchen. —

Bald nach elf Uhr hatten Theobald und Franz das Schloß Dörnthal erreicht, ohne daß ihnen etwas Verdächtiges begegnet war. Sie hatten sich unterwegs natürlich in allerlei Vermuthungen erschöpft und dann die Verabredung getroffen, daß Franz bei dem Verwalter, mit dem er befreundet war, Theobald im Schlosse die Meldung machen sollte. Im letztern gewahrten sie noch in einigen Fenstern Licht, indeß in der Wohnung des Oekonomie-Inspektors Alles im tiefsten Schlafe zu liegen schien.

Die beiden Gefährten trennten sich und jeder suchte an der ersten Thüre, die zu seinem Ziele führte, Lärm zu machen. Der Portier des Schlosses hörte bald und rief von oben durch ein Fenster, was es gäbe. —

„Ein Billet des Herrn Oberförsters Hauenstein" — rief Theobald hinauf, denn er hatte sich von diesem eine Karte geben lassen, um sich damit zu legitimiren. —

„Dummes Zeug," rief der Portier höchst ärgerlich hinunter — „Einen deshalb aus dem Schlafe zu jagen — schon am Nachmittag hat ja ein Junge die Einladung

gebracht" — und er wollte ärgerlich das Fenster zu werfen, als Theobald widersprechend rief: „Nicht die Jagd — es ist etwas Wichtigeres, laßt mich nur ein — ich muß den Herrn Oberst selbst sprechen." —

Der Portier brummte unverständliche Worte und erschien nach geraumer Zeit unten am Schloßthor. Es öffnete sich, Theobald gab die Karte ab und wollte darauf bestehen, sogleich zum Herrn Obersten geführt zu werden.

Aber der Portier sagte, er werde doch nicht Jemand unangemeldet zum „gnädigen Herrn" führen und nun vollends in der Nacht — er war überhaupt höchst verdrießlich über die nächtliche Störung und sah Theobald, den er weiter nicht kannte, schon deshalb mit höchst mißtrauischen Blicken an, weil er immer „der Herr Oberst" sagte und nicht „der gnädige Herr." —

Theobald mußte also im Vorsaal warten. —

Es wollte ihn bedünken, er habe wohl eine halbe Stunde gewartet, als endlich der Portier zurück kam und ihn einlud, ihm zu folgen. Sie traten in ein mittelgroßes, durch eine runde Lampe und ein paar schnell entzündete Wachskerzen erleuchtetes Gemach, dessen luxuriöse Einrichtung einer frühern Mode angehörte. Der Oberst von Dörnthal erhob sich aus einem großen altfränkischen Lehnstuhl — und Theobald konnte den Feuerreiter und den Mann, gegen dessen Eigenthum man ein so

verbrecherisches Complot geschmiedet, nicht ohne einen Anflug von Neugierde betrachten.

Ein wohl conservirter Fünfziger; die Figur noch stattlich, trotz dem langen türkischen Schlafrock und der nachlässigen Toilette. Das Haar noch schwarz, nur hier und da mit einigen weißlichen Lichtern vermischt, eben so ein gewaltiger Schnurrbart. Das Gesicht drückte Wohlwollen und Gutmüthigkeit aus, schien aber keine hervorragenden Geistesgaben anzudeuten. Mit vornehmer Herablassung fragte er Theobald nach seinem Auftrag zu dieser wunderlichen Stunde. —

Theobald entledigte sich desselben schnell durch eine wahrheitsgetreue Schilderung Dessen, was er so eben gehört und gethan. —

Der Oberst hörte mit gespannter Aufmerksamkeit zu und erblaßte, als Theobald die Worte Eva's wiederholte: „ich weiß nicht, was sie stehlen wollen, gewöhnliche Schätze, oder ein Dokument, oder ein Mädchen — sie redeten von alledem untereinander." — Er suchte mühsam seine Aufregung zu bekämpfen und sagte zum Portier: „aber so weckt die Diener — wir müssen doch auf unserer Hut sein." —

Als der Portier sich entfernt hatte, trat der Oberst dicht vor Theobald hin, und sagte ängstlich: „Sie wissen noch mehr — sagten noch nicht Alles." —

„Ich sagte Alles," antwortete Theobald — „nur das hätte ich noch hinzuzufügen, daß die Leute auf Ihre Macht rechneten, das Feuer bannen zu können — und daß sie darum nicht Mordbrenner sein wollten, sondern das Feuer nur anlegen, Sie aus dem Schlosse zu locken, während dessen in demselben irgend eine verbrecherische Absicht auszuführen — und daß sie hofften, man würde die That den armen Waldkirchnern Schuld geben." —

Der Oberst zog die Stirne kraus — man sah, daß eine ungeheuere Bewegung in seinem Innern vorging, aber er sagte kein Wort — Todtenstille herrschte zwischen den beiden — so verging eine Weile, da schlug es an einer Stutzuhr Mitternacht. —

„Herr Oberst," sagte Theobald, diesen aus seiner finstern Erstarrung weckend — „ich glaube, Ihre Leute haben keine Zeit zu verlieren — „wir werden um Mitternacht in Dörnthal sein," sagten jene verdächtigen Männer." —

Aber er wartete die Antwort nicht ab, sondern eilte pfeilschnell hinaus, da er von unten den Ruf: „Zu Hilfe!" hörte — der Oberst begnügte sich damit, an das Fenster zu treten, um zu sehen, was es gäbe. —

Franz hatte indeß den Inspektor und dessen Leute geweckt, man hatte die Scheuern zunächst untersucht und in einer derselben aufgehäuftes Zündmaterial in einer Ecke gefunden — ein paar Knechte wurden dahin versteckt,

um Den zu greifen, der sich hier herein wagen würde — da sah der Inspektor selbst, als er leise und ohne Licht über den Hof schlich, einen Kerl über eine niedere Hinterthür steigen — er warf sich auf ihn und die beiden rangen mit einander — es war der Hilferuf, den Theobald hörte — mit ihm zugleich kamen Franz und ein paar Knechte hinzugestürzt, um den Verbrecher zu packen, was den vereinten Kräften gelang — Theobald erkannte den Kerl aus dem Blechhammer, den er im Stall getroffen, aber dieser auch ihn: „Verfluchter Merilla!" rief er in ohnmächtiger Wuth.

„Ihr habt nun Nichts mehr zu fürchten" — sagte Theobald, „wir wollen wieder zurückkehren, Franz, damit wir vor der Jagd noch ein paar Stunden ruhen." Und so ritten sie fort, den Dank des Inspektors ablehnend und ohne daß sie weiter nach dem Obersten fragten oder dieser nach ihnen. —

Ende des ersten Bandes.

Druck von Gebrüder Katz in Dessau.

Otto-Peters, Louise,

Eine Grafenkrone Roman

Bd.: 1

Leipzig 1857